

Auf den Spuren der Azteken



Ein Mexikobuch von
ALFONS GOLDSCHMIDT



Digitized by the Internet Archive
in 2013





Tehuanagerin

ALFONS GOLDSCHMIDT

AUF DEN SPUREN
DER AZTEKEN

EIN MEXIKANISCHES REISEBUCH

MIT 63 BILDBEIGABEN

BERLIN 1927

UNIVERSUM-BÜCHEREI
FÜR ALLE

JAHRESREIHE 1927 / DER VIERTE BAND

EINBANDENTWURF: GÜNTHER WAGNER / COPY-
RIGHT 1927 BY UNIVERSUM - BÜCHEREI FÜR ALLE
G. M. B. H., BERLIN NW 7 / GEDRUCKT BEI
HERROSÉ & ZIEMSEN G. M. B. H., WITTENBERG

RBR
Jantz
#587

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Die Sammlung Bellon	13
Der Zug nach oben und der Druck nach unten .	21
Die Stadt Mexiko	29
Die Berge	45
Die Wasser	55
Quetzalcóatl	65
Huitzilopochtli	79
Wo die Götter wohnten	87
Die Jungfrau	101
Die Arbeit	113
Der Tanz	141
Der Tod in Mexiko	147
I. Wie der Indio stirbt	149
II. Der heroische Tod	160
III. Der Tod des Stiers	168
IV. Lavatod	171
Diego Rivera	175
Das Martyrium des Indio	181

Einleitung

Für Europa sind die Azteken Schaubudenmenschen. Sie sind Panoptikumsrarität, mit deformiertem Schädel, absausender Nase, verrenkten Gliedern, d. h. also degenerierte Reste einer Rasse, die einstmals normal war, heute aber nur noch als Überbleibsel in Karrikaturen existiert. Kürzlich noch haben Kirmes-Spekulanten in Süddeutschland „Die letzten der Azteken“ vorgeführt. Diese letzten der Azteken spuken seit ungefähr 50 Jahren in Europa.

Solch unsinnige Vorstellungen macht man sich von einer Rasse, die immer noch stark und voller Edelkeiten ist. Immer noch haben die Azteken Mexikos einen Blutsauftrieb, immer noch sind sie eine Hoffnung Amerikas. Sie haben sich Jahrhunderte hindurch gegen Druck und Brutalitäten gewehrt. Eine Rasse, die solange schwerste Belastung aushält, ist nicht passiv, so duldsam sie sich gibt. Denn schon ihre Dauerhaftigkeit bedeutet außerordentliche Aktivität. Daher kann man nicht von einer Degeneration der Azteken wie überhaupt der braunen Menschen in Mexiko sprechen. Es sind Ackermenschen, noch nicht von der modernen Maschine angetrieben. Sie sind

daher langsam, aber nicht unenergisch. Sie haben nicht das nervös vorstoßende Tempo der technisierten Menschen Europas und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, aber das bedeutet keineswegs, daß sie von minderer Arbeitskraft sind oder daß sie nicht imstande sind, Gesellschaftsformen zu bilden, in denen auch in Zukunft hohe Kultur leben kann.

Wer heute durch Mexiko wandert, trifft überall auf Spuren der alten Azteken. Das aztekische Reich hat seine fördernde und vernichtende Kraft nach allen Seiten Mexikos ausgestrahlt. Diese Spuren sind noch nicht verwischt, obwohl sie nicht mehr lebendige Spuren sind wie einst. Denn mit dem Reiche der Azteken ging auch ihr „Einfluß“ unter. Ob für immer, das läßt sich nicht sagen. Wohl aber läßt sich sagen, daß der braune Mensch in Mexiko sich heute heftiger regt als zur Zeit der spanischen Kolonialherrschaft über Mexiko. Er ist keineswegs Vergangenheit, er ist keineswegs zum Sklaven verkrüppelt. Es gibt heute nirgends in Mexiko eine Herrschaft des braunen Menschen, aber übermorgen schon könnte die braune Masse gestiegen sein. Sie regt sich gewaltig. Es sind nicht mehr nur einzelne Indios, die nach oben kommen. Die braunen Millionen sind in Bewegung geraten. Wieder wollen sie mitbestimmen, allerdings in anderem Sinne als in der alten Zeit. Sie sind, wie alle Farbigen, auf dem Wege, ein Teil der leitenden Weltgewalt

zu werden. Die alten Spuren der Azteken Mexikos sind noch nicht die Wege durch ein neues braunes Reich, aber der Wanderer auf diesen Spuren, wenn er mit klaren Augen wandert, sieht aus all der Kindlichkeit, der scheinbaren Unbewußtheit, Gebundenheit und Versunkenheit dieser Menschen eine neue braune Freiheit blühen.



Die Sammlung Bellon

Im Oktober 1925 besuchte ich die Stadt Oaxaca, Hauptstadt des mexikanischen Staates gleichen Namens. Es waren klarste mexikanische Sonnentage, d. h. Tage, in die auch entfernte Berge so plastisch hineingestellt sind, daß es kaum noch eine Bergferne für das entzückte Auge gibt. Ich hatte den unsagbar süßen Klang der Frauenstimmen auf den Straßen um die Stadt genossen, diesen singenden Klang der kleinen Zapotekinnen, die wie Kinder sind und doch voll Weisheit. Über einen durchschluchteten Hügel waren Feldwächter geritten, die so kühn sind, wie wir es sein wollten, als wir noch in Jugendbüchern träumten. Die Sonne war schon in die Tropen gesunken, die gleich hinter den Bergen durch den Isthmus schwellen, als ich in die Stadt zurückkam und auf das Dach der großen Kathedrale stieg, die, wie viele Kirchen Latein-Amerikas, Festung gewesen ist. Um fünf Uhr nachmittags rief der Kirchendiener mich in das Schiff, denn nun sollte der Prunkhimmel in tausend Lichtern erglühen. Millionen Geldwert ist in diese Kirche hineingeschmückt, Decken, Wände, Fuß-

boden, alles ist von einer solchen Überladenheit, von solch schwerer Pracht, von solch goldenen Kräuselungen, Deckenverschlungenheiten, unaufhörlichen Kassettierungen, daß sich die Seele verwirrt. So allerdings hatte ich auch als Kind den Himmel nicht gesehen. Niemals war er für mich prächtig, immer nur beruhigend, weit, blau gewölbt, durchzogen von ewigen Melodien. Hier aber ist der Himmel dargestellt als ein Luxusheiligtum, es ist ein politischer Himmel geworden, mit dem man den Himmel der Indios überstrahlen wollte.

Dann wollte ich in einem Café am Hauptplatz der Stadt eine Weile ruhen. Aber es kam nicht dazu. Ein Mann flüsterte sich an mich heran. „Kommen Sie mit. Ich vertraue Ihnen und hoffe, daß Sie Verständnis haben für Schönheiten und Gewaltigkeiten vergangener Reiche. Mein Name ist Bellon, ich bin Sammler. Ängstlich vor der Möglichkeit einer Enteignung halte ich meine Schätze verborgen. Aber Ihnen will ich sie zeigen.“

Ich mußte über Terrassen und Dächer gehen, bis er eine Tür aufschloß, die in einen mittelgroßen Raum führte. Dieser Raum war sozusagen von Wundern überkrustet. Das Licht kam aus einem mythischen Tongefäß und leuchtete sanft über eine lebende Starrheit, über Gesichter, Ornamente, Schalen, Opferfüße, Leiber, die aus grotesker Vielfältigkeit zur Einheit wurden.

Eine Stunde etwa blieb ich in diesem Raum,

suchte mich in Einzelheiten zu versenken und bemerkte Tausendfältiges, fühlte eine ganz große Geschichte, unaufklärbar bis heute. Aber diese Geschichte sagte mir, daß auf dem enggeschnürten Übergang von Nordamerika nach Zentral- und Südamerika, auf dieser vulkanischen Brücke, die hier beginnt, ein Babylon gewesen ist. Ich sah einen wahrhaftigen Buddha, der in einem Fürstengrab auf den Bergen gestanden hatte. Auch einen Halbbuddha sah ich, dessen Bauch ganz gleichmäßig atmete. Selten habe ich Stein so rhythmisch belebt gesehen. Nicht weit davon stand ein Apollokopf, über ihm Fruchtbarkeitsfiguren wie zu Menschen gewordene Mäander-Ornamente. Ein Tonring mit Tontöpfchen daran, aus denen die Blutpriester den Herzsaft der Geopferten der Sonne zutranken. Aber das Wunderbarste waren nicht diese Figuren, Ornamente und Schalen, auch nicht die Ketten aus Jade, nicht die Dreifüße und was sonst noch an dicken Steinspinnen umherstand, das Wunderbarste war eine lange senkrechte Reihe kleiner Ton- und Jadegesichter. Ich glaube, nicht eine Rasse gibt es auf der Erde, die nicht aus diesen Gesichtern sprach. Mongolen, Juden, Araber, Griechen, Syrier, Römer, Hochplateaugesichter, Tiefengesichter, alles war hier rein oder in Mischungen. Als ob alle Rassen und Völker der Erde einmal durch diese Enge gezogen wären. Vielleicht hat hier und etwas weiter nach Süden die Geburt Amerikas

sich vollzogen. Rasch sah ich Jahrtausende zurück und von da bis in unsere Zeit hinein ein Gewimmel von Farbe, und hörte ich schreckliche Kämpfe. Um die Frucht dieser Gebiete sah ich Herrschaften entstehen und stürzen, und erkannte ich das Problem Mexikos.

Ein katholischer Priester hat vierzig Jahre lang aus den Gräbern bei Oaxaca diese Wunder gesammelt. Immer vom Mißtrauen der Indios begleitet, die heute noch diese Gräber bewachen, aber angestachelt von dem Zauber einer Vergangenheit, die um so mehr lockt, je geheimnisvoller sie ist. Jeder Tonkopf ist Frage. Die Monumente und Figuren des alten Ägypten sind kein Geheimnis mehr. Hier aber ruft eine steinerne Tausendfältigkeit nach Enträtselung.

Zweimal bin ich durch Mexiko gewandert. Das erstemal schienen alle Gesichter gleich, einige etwas breiter oder länger als die anderen, etwas brauner oder heller, die Leiber länger oder kürzer, aber Rasseunterschiede sah ich nicht. Die Sammlung Bellon mit ihren hundert Rasseunterschiedlichkeiten, Fundamentrassen, Rasseschattierungen lehrte mich sehen. Nun erkannte ich Mongolen im Indio, Neger, Chinesen, Inder, Araber, Ägypter, Juden, große Kugelaugen, halbgeschlitzte Augen, Augen ohne Pupillen und mit Pupillen, Breitgesichter, Schmalgesichter, hundert Tönungen, lange Beine, kurze Beine, dicke und schmale Hüften, Sprungeleganz und Schwer-



Tag-Gottheit



Der Gott Tlaloc

fälligkeit, Arme bis an die Knie, und kurze Arme, Kräuselhaar und Strähnenhaar, Pantermenschen und Bärenmenschen, singende, stolpernde, kehlraue Sprachen, Grobheiten und Verfeinerungen der Rasse. Die braunen Menschenmillionen in Mexiko waren nun nicht mehr einschichtig, sondern hundertfach geschichtet, gekreuzt, angeglichen miteinander und gegeneinander, und doch waren sie Einheit. Denn so mannigfaltig sie geschichtet, gekreuzt, angeglichen und abgestoßen scheinen, alle sind Proletarier, braune Fabrik- und Ackerarbeiter, schuftende Rasse, gehetzt und ausgepreßt, bis sie in diesen Tagen sich wieder auf die Freiheit besinnen. Rassewahnsinn der „Weißen“ führt zur Revolution der Braunen, Gelben, Schwarzen und Roten. Denn die Rassenanmaßung Europas und der U.S.A. stigmatisiert den „Farbigen“ zum Proletarier zweiter Klasse. Das ist Ausbeuten und Quälen — im Namen der Haut, bis die Braunen, Gelben, Schwarzen und Roten aufstehen gegen ihre Peiniger.

Der Zug nach oben und der
Druck nach unten

Als Cortéz in Veracruz gelandet war, trieb es ihn gleich nach oben. Nicht nur, weil man ihm von der Wunderstadt der Azteken erzählt hatte, sondern weil es jeden Fremden, der an den Tropenküsten Mexikos landet, nach oben zieht. Das Leben oben ist schwerer als das Leben unten. Unten gibt es Paradiese, fruchtschwere Bäume, Tiere und eine Wärme, die den Menschen ein leichtes Leben gestattet. Oben muß der Mensch arbeiten, denn das Plateau liegt 2000 bis 2300 m hoch. Es gibt kühle Tage und Nächte dort oben. Einen Europa-Winter gibt es zwar nicht, einen Schnee- und Eiswinter, aber einen Winter mit kühlen Winden, staubtrockenen Wirbeln und Nächten, in denen sich der Mensch zähneklappernd zur Ruhe begibt. Unten fault oft die Frucht ungeerntet, oben muß die Frucht gezüchtet werden. Unten wimmeln die Wässer von nahrhaften Fischen und anderem Getier, die Wälder vom Wild und von Vögeln, oben ist auch ein Paradies, aber es ist kälter und ohne das Gekribbel, die Fruchtselfstverständlichkeit, das Hingestrecktsein, die duftende Fröhlichkeit des Tropenpara-

dieses. Dennoch zog es alle Wanderer nach oben. Oben mußten Festungen berannt und erobert werden, unsägliches Blut ist dort geflossen, grauenhafte Kämpfe von alters her haben dort gewütet, aber immer zog es die Wandernden nach oben. Sie wanderten von Norden her an den Küsten des Atlantischen und des Stillen Ozeans entlang, aber mit einem todes- und machtsicheren Instinkt stiegen sie von bestimmten Punkten aus nach oben. Sie hatten das Gefühl: Wenn wir unten bleiben, werden wir beherrscht, von oben können wir herrschen. Alle Frucht, die unten gedeiht, gehört uns, wenn wir oben stehen.

Welch lockende Täler gibt es an den Wegen nach oben. Da ist an der Straße von Veracruz nach Mexiko das Tal von Maltrata, über das der Blick voll Entzücken geht. Ein Tal mit kraftsatter Erde, das die Sonne direkt aufsaugt, das von den Bergen Kühlung empfängt und in dem die hellen Wasser fließen. Ein Tal zum Verweilen, zum Hütten bauen, zum Städte gründen, ein Tal nicht eingekesselt, sondern sanft niedergleitend von den Höhen einem lieblichen Ausgange in die Tropen zu. Aber ob oben noch nichts war, ob dort ein weises Volk die Gesetze des Himmels in den kühnsten Pyramiden festgelegt hatte, ob die Azteken die Stadt Tenochtitlan zu einer starken Festung ausgebaut hatten, ob die Spanier dort mit schlauer Verwaltung und einem starken Heere ihre Kolonialmacht über Mexiko ver-

teidigten, ob eine bürgerlich-republikanische Regierung oder eine sozialistische besteht, immer strebten und streben die Angreifenden, die Ehrgeizigen, die Kühnen, die Konservierer, die Reformer, die Revolutionäre nach oben. Seit über hundert Jahren zieht jede Revolution dem Hochplateau und der Hauptstadt zu. Es ist fast immer derselbe Eroberungsplan und fast immer derselbe Plan zur Verteidigung der großen Stadt. Von Westen, Osten, Norden und Süden dringen die Kämpfenden ein. Sie suchen konzentrischen Einfluß unten und auf halber Höhe zu gewinnen, um diesen Gürtel nach oben zu treiben und das Zentrum bis zum Siege einzuschließen. So war es noch in den Jahren 1923/24, als die Truppen Huertas gegen die Regierung des Präsidenten Obregon losstürmten und so wird es auch in Zukunft sein. Wer Macht in Mexiko gewinnen will, muß nach oben. Er mag sich auf den Wegen ausruhen, in den Wäldern um den Schneegipfel des Pic von Orizaba oder in den Schluchten, auf den Wiesen, in den Orangen- und Bananenhainen und an den Flüssen, die zum Pazifik eilen, er mag sich voll trinken mit Zuckersaft, er mag träumen unter diesen Vögeln von verwirrender Buntheit, zwischen den Tuberosen, den Garderien, Orchideen, den Tropenveilchen und all den anderen Blumen der trächtigen Erde Mexikos, bald wird es ihn weiter treiben nach oben.

So ist das Hochplateau von jeher ein Kampf-

platz gewesen, ein Plateau der Sehnsucht und der Gier, eine Burg, aber nicht so sehr zum Schutz, wie um dem Angriff, dem Druck nach unten ein festes Zentrum zu geben. Von der Mitte des Hochplateaus aus, vom Tal von Anahuac, gingen die Herrschaftswege des Aztekenreiches nach allen Seiten. Bequeme Wege, auf denen schon der Postbote lief, an denen der Mais hoch stand und deren Verkehr durch die strengsten Gesetze geregelt war. Von unten her kamen keuchend die Tributpflichtigen mit ihren Vogelfedermänteln, mit Kakaobohnen, mit Waffen und Nahrungsmitteln. Die Hauptstadt des Reiches war eine riesige Verwaltungsstadt geworden, eine gekastete Stadt, an der Spitze der König, dann seine Familie, dann der Adel, die Priester, die Krieger, das schuftende Volk. Tenochtitlan aß mehr, als es produzierte, und sein Druck nach unten wurde um so stärker, je größer die Verwaltung wurde, die Priesterschaft, das Heer, der Hofstaat des Königs, die Gerichte, alles, was nicht produzierte, sondern nur aß. Auf dem Wege nach unten, nach dem Atlantischen und Pazifischen Ozean, nach Guatemala, eilte auch der Geist von oben, zwang die Ideen, die Religion, die Weisen und Priester unten, mischte sich mit den Ideen der Weisen und der Priester und suchte so ein Ganzes zu formen, das von unten bis oben wie eine einzige Pyramide sein sollte. Aber schon waren die Zeichen des Verfalls da. Mit Verbissenheit, mit fast

völliger körperlicher Empfindungslosigkeit, mit spartanischer Kühnheit und Einfachheit hatten die Azteken des Reich errichtet. Aber je größer und prunkhafter dieses Reich wurde, um so händlerischer wurde es. Die alten Gesetze wurden durchbrochen, Ungerechtigkeit waltete bei der Verteilung des Landes, Erbrecht gab große Vermögen, deren Eigentümer nicht mehr zu kämpfen brauchten. Wie alle alten Götterstaaten faulte auch der Aztekenstaat. Je geregelter er schien, um so brüchiger wurde er. So mußte der Druck nach unten auch im Aztekenreich Gegendruck erzeugen. Die große Pyramide Mexiko entstand nicht. Auf den Wegen von oben nach unten standen viele Tempel und Pyramiden, an denen die Spuren des Aztekendruckes noch heute sichtbar sind. Aber sie verschmolzen nicht mit der Spitze. In Mitla, in Yucatan, auf halber Höhe, an vielen Stellen siehst du noch jene Spuren. Zwar zeigen die Götter, die Heroen und Priester aus Stein und Ton die Züge der Menschen, die sie geschaffen haben. Aber die Formen sind doch von oben beeinflusst. Vielleicht wäre eine Einheitlichkeit entstanden, wenn es keine Pyramide hätte sein sollen. Denn die Pyramide war ein Gebilde mit leerem Kopf, mit leerer Spitze. Nur mit halben Wänden, mit brüchigem Fuß stand die große Staatspyramide da.

Zwar zerstörten die Spanier die alten Götter und die Häuser der alten Götter, aber sie besser-

ten nichts. Auch bei ihnen zeigt sich jenes Gesetz. Drei Jahrhunderte hielt sich der Kolonialstaat Neuspanien in Mexiko. Dann mußte er zusammenbrechen, weil das Haupt leer geworden war. Dieser Staat hatte ebenfalls gedrückt, aber auf den Wänden der neuen Pyramide erhoben sich die gedrückten Menschen. Das spanische Kolonialreich fiel. Andere Völker zogen nach oben, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Österreicher. Wieder ging der Druck nach unten und wieder erhoben sich die Mexikaner gegen die Fäuste. Heute noch kämpft Mexiko um seine Freiheit von dem Druck der Vielen. Es ist immer dasselbe: der Zug nach oben, der Druck nach unten. Auf den Spuren der Azteken vollzieht sich das Schicksal Mexikos. Wir wollen von oben nach unten, von unten nach oben dieses herrliche Land durchziehen, auf seine Spitzen steigen, auf seinen Meeren fahren, in seine Hütten gehen, von seinen Früchten essen, von seinem Geiste uns durchtränken lassen.

Die Stadt Mexiko

Von allen Seiten des Landes wurden den Aztekenkaisern Tribute zugetragen. Mäntel aus Vogelfedern, Kakaobohnen, Waffen. Von den Tropenküsten stiegen die Tributbringer bis hinauf nach Anahuac, dem frucht- und wasserreichen Plateau, dem Zentrum des Reiches. Hier, von einem Bergring umgeben, lag Tenochtitlan, das heutige Mexiko, mit seinen Kanälen, Blumengärten, mit der großen Opferpyramide auf dem Hauptplatz, mit Märkten, Palästen, eingeteilt wie nach einem Plan, geregelt von theokratisch starren Gesetzen, lebend immer weniger von eigener Kraft und Fruchtbarkeit, immer mehr von der Kraft und der Fruchtbarkeit unterworfenen Stämme.

Wenn Herrschen Druck von oben nach unten ist, so ist vielleicht kein Platz der Erde so zur Herrschaft geeignet wie dieses Tal. In einer Höhe von 2300 m liegt es da, verschönt und nicht behindert von den Bergen. Die Berge schützen das Tal, sie sind wie ein natürlicher Festungsgürtel, von dem die Wächter bis an den Atlantischen Ozean sehen können.

Osten, Westen und Süden hinter den Bergen senken sich langsam wie schräge Wände. Man kann es sich so vorstellen: Oben stand der Kaiser der Azteken, nicht nur dem Rang nach der Höchste. Er stand 2300 m hoch und seine Macht war stärker als die Macht der Tieferwohnenden, weil er oben stand.

Mit einem geradezu genialen Herrschaftsinstinkt hat das alte Volk diese Siedlungsstätte gewählt. Die Spanier mußten das Hochtal mit der großen Stadt darin erobern, sonst wäre sie vernichtet worden. Andere Hauptstädte sind an einem Fluß entstanden, in einer Bucht oder an der Kreuzung wichtiger Straßen. Diese Hauptstadt aber war und ist die natürliche beherrschende Festung des Landes. Es ist eine gegebene Hauptstadt. Wie eine Ritterburg auf dem Hügel wurde die Stadt Mexiko auf das Hochtal von Anahuac gesetzt. Es ist daher kein Zufall, daß das moderne Mexiko im schnellsten Tempo wächst. Denn die Aufgabe der Stadt ist natürlich geblieben. Nur von hier aus kann das Land verwaltet werden. Jeder strebt nach oben. Zunächst sucht der Einwanderer die Hauptstadt auf, von dort erst geht er ins Land. Die Eisenbahnen münden hier, und von den Mündungsstationen aus gehen die Straßen der Stadt wieder einem Zentrum zu. Man kann sagen, daß das ganze Mexiko von einem Punkte aus organisiert ist. Auf dem Zócalo, dem großen Platz in der Mitte der

Stadt steht die Hauptkathedrale und der Regierungspalast. Es sind die Häuser der beiden Mächte, die vereint Mexiko beherrschen oder um die Herrschaft über das Land streiten. Kirche und Palast stehen einander gegenüber, aber immer noch auf einem Platze. Es ist wie ein Symbol der politischen Entwicklung.

Vor noch nicht 20 Jahren war Mexiko eine Großstadt von Mittelformat. Heute lebt dort mehr als eine Million Menschen. Zehntausende von Automobilen durchrasen Mexiko oder pöckeln sich mittags und abends nach Geschäftsschluß in den Straßen des Zentrums. Einst kam nur der braune Mensch nach Mexiko, dann kam auch der Spanier, heute sind alle Rassen und Völker dort vertreten. Der nordamerikanische Geschäftsmann, der Brahmane, der Syrier, der Türke, viele Chinesen und Japaner, Europa, Asien und Afrika, alles trifft man dort. Es sind wieder die Gesichter der Sammlung Bellon. Wieder ist es Babylon, obwohl die spanische Sprache vorherrscht. Nur das Tempo ist ein anderes geworden. Mexiko wurde technisiert und der langsame Indio, der den Fruchtkorb auf seinem Haupte trägt, geigend an den Ecken steht, die Madonna um Gaben anfleht, ist wie braune Vergangenheit in der weißen siedenden Stadt.

Die Hauptstadt Mexiko steht erst am Anfang ihrer Entwicklung zu einem der Zentren Amerikas. Sie ist noch sozusagen Versuchszentrum,

d. h. sie sucht nach den Mitteln, ihre schnelle Ausdehnung so zu regeln, daß keine Verwirrung, kein unnützes Nebeneinander entsteht. Raum genug hat sie. Wenn sie das ungeheure Tal ganz ausfüllt, und wenn dann noch die Dehnung nicht beendet ist, so stehen ihr die Berghänge zur Verfügung.

Wie sonderbar, daß auf diesem aztekischen Boden Truppe und Polizei im gleichen Schritt marschieren, daß die disziplinierteste Feuerwehr dort wie in Berlin oder New York durch die Straßen tost, daß alle Waren der Welt dort feilgeboten werden, daß ein Universum die Stadt belebt, die einst nur der Gipfel einer Kontinentalbrücke war. Nirgends ist die Vergangenheit so leicht zu erreichen wie in der Stadt Mexiko. Gleich an den Pferchungen des modernsten Verkehrs sind Indio-Märkte, auf denen du noch die alten Götter findest, auf denen du Indio-Hieroglyphen studieren kannst und die Menschen mit einer Beschaulichkeit gehen wie vor 500 Jahren. Während in den großen Büros das Silber, der Mais, der Zucker in Riesenmengen gehandelt werden, verkauft der stille braune Mensch gesüßte Ananasstückchen, Kakteenfrüchte oder Maiskuchen, wie er sie auf den Märkten Tenochtitlans verkaufte. Weiß erscheint die Stadt Mexiko von den Bergen gesehen, aber bunt ist sie in ihrem Innern. Wenn die warme Wintersonne die bescheidene Vorstadt beglänzt, so werden die



Kathedrale in Mexiko-Stadt



Park von Chapultepec mit Präidentenschloß



Elektrische Straßenbahn in Mexiko-Stadt



Die Sargstraße in Mexiko-Stadt



Auf dem Zocalo



Freiheitssäule in Mexiko-Stadt

kleinen Indiohäuschen hell, ob sie aus ergrautem Lehm sind oder ob sie sich mit roter, grüner, blauer Farbe schmücken. Oft blühen Blumen aus Gerümpel, und immer findest du blumige Namen der Kantinen und der Läden. Selbst wo das Elend oder der Tod herrscht, ist noch Buntheit, sei es farbige der Kleidung oder ein Lächeln. Es gibt in der Hauptstadt eine Sargstraße. Als ich hindurchging, bot man mir freundlich Särge an. „Wollen Sie nicht einen schönen Sarg kaufen?“ „Ich habe Gott sei Dank noch keinen Bedarf“, antwortete ich. „Das macht doch nichts, sehen Sie nur, wie hübsch dieser Sarg ist, Sie können ihn ja hinstellen, solch entzückenden Sarg bekommen Sie nicht alle Tage.“ Die Stadt Mexiko hat viele Grausamkeiten gesehen und ist heute noch voll von Leidenschaften. Aber es bleibt eine stille Freundlichkeit in ihr, die den Fremden immer wieder entwapfnet. Selbst der Gauner ist nicht wie in Europa, er ist nicht düster, er hat kein Verbrechergesicht, keine Verbrechermanieren, er ist freundlich und bedankt sich oft noch bei seinem Opfer.

Mir geschah folgendes: „Einen Augenblick, einen Augenblick, einen Augenblick,“ rief jemand, als ich in den Wagen der elektrischen Bahn steigen wollte, „welche Freude, wie geht es Ihnen, mein geliebter Freund, lassen Sie sich umarmen.“ Es umarmte mich ein Mann von 40 Jahren, gut angezogen, mit Perle im Schlips, Bügelhosen und

mit einem Gesicht, zu dem ich sofort herzliches Vertrauen hatte.

„Wo haben wir uns das letztmal gesehen?“ Ich dachte mit großer Anstrengung nach. Ich mußte ihn ja kennen, denn solche Herzlichkeit war nicht möglich, wenn nicht vorher Freundschaft geschlossen war. „Vielleicht in Buenos Aires“, meinte ich schüchtern, ängstlich, ihn zu verletzen. „Hurra,“ rief er, „selbstverständlich in Buenos Aires. Welch prachtvolle Stadt, dies Buenos Aires, die Straßen dort, die Parks und diese netten Menschen! Wie hieß doch noch das Hotel, wo wir so gut gegessen haben?“ fragte er dann. Selbstverständlich nannte ich das beste Hotel von Buenos Aires. „Aber,“ so fuhr er mit Geringschätzung fort, „gegen den Fisch von Veracruz ist der Fisch von Buenos Aires Dreck. Ich werde Ihnen Fisch von Veracruz schicken.“

Ich wollte mich verabschieden. „Einen Moment“, bat er. „Sie müssen ein Geschenk von mir annehmen.“ „Aber Freund, ich kann mich doch nicht so ohne weiteres beschenken lassen.“ „Wollen Sie mich beleidigen?“ „Nein, das will ich nicht“, und ich nahm ein schmales Kästchen, mit dem ich nunmehr in die Elektrische steigen wollte.

„Noch einen Augenblick“, rief er mir zu. Dann flüsterte er: „Ich habe heute morgen so viele Kognaks getrunken, daß mir das Geld ausging. Ich muß gleich nach Veracruz fahren, können Sie

mir nicht 5 Pesos leihen? Hier ist meine Adresse.“ „Selbstverständlich“, und ich gab ihm 5 Pesos. „Ich schicke Ihnen den schönsten Fisch“, rief er mir nach. Als ich das schmale Kästchen öffnete, fand ich darin einen Bleistift für 25 Centavos. Vierzehn Tage später, auf dem Wege zur Vorlesung, begegnete ich ihm wieder. Es war in der Dämmerung, und er erkannte mich nicht. „Freund“, rief er, „wie herrlich, wie großartig, Sie hier zu treffen! Erinnern Sie sich nicht, wissen Sie nicht mehr?“ „Ja“, antwortete ich nunmehr kühn, „ich weiß, behalten Sie Ihren Bleistift für 25 Centavos und ich werde meine 5 Pesos behalten.“ Tief zog er den Hut und meinte mit Verbeugung: „Welches Vergnügen, einen Caballero hier zu treffen.“

Mexiko ist eine Sonnenstadt. Die Menschen sind der Sonne näher hier als in Europa. Nicht nur wegen der Hochlage der Stadt oder der Intensität des Sonnenlichtes. Aber die Sonne ist selbstverständlich hier, sie ist keine Frühlings- oder Sommersonne, sondern eine ewige Sonne. Obwohl von Juni bis Ende September fast jeden Tag Regen fällt, ist die verdunkelnde Wolke doch Ausnahme. Man weiß, daß gleich wieder die Sonne da ist, daß sie täglich hilft, die Zimmer erhellte und wärmt, die Wäsche trocknet, das Gemüt heiter macht. Es ist keine sengende Sonne, keine feuchte Sonne, wie die Sonne in den Tropen, sie hat auch nichts stickiges, es ist eine weite

freie Sonne. Du brauchst die Augen nicht zu beschatten, denn bei aller Lichtwärme bleibt die Sonne kühl, mit Ausnahme weniger Monate im Jahr. Das Tal, in dem die Stadt Mexiko liegt, ist denn auch keine Mikrobenhölle, sondern eine gesunde Fläche. Eine große Stadt allerdings ist niemals Sanatorium. Denn in jeder großen Stadt gibt es Zusammenballungen von Menschen, Raumnot der Armen, Schmutzigkeiten, Staubwinkel und Gassen, in die Sonne nicht dringt. Obwohl Mexiko-Stadt mit Rivieraklima und mit fast schweizerischer Sommerluft gesegnet ist, fehlt es daher nicht an Krankheiten. Sogar die Tuberkulose ist kein seltener Schreckensgast. Die Tuberkulose ist eine moderne Krankheit. Je intensiver das Arbeitstempo wird, um so ungünstiger die Lebensbedingungen für die Masse, um so größer die Städte, um so enger der Lebensraum, um so kärglicher das Brot und um so bequemer der Weg für die Krankheiten. Davon macht auch die Stadt Mexiko keine Ausnahme. Die Sanitätsbehörden führen einen schweren Kampf gegen Seuchengefahr. Aber wenn einmal alles getan ist, was Arzt und Baumeister tun können, um Millionen auf kleinem Raum vor dem schnellen Tod zu schützen, so hat es die Stadt Mexiko besser als die Tiefenstädte, weil sie von der klaren Sonne bestrahlt wird, weil sie immer durchweht ist von einem frischen Wind, den man selbst unter senkrechter Sonne auf Plätzen ohne

Bäume fühlt. Allerdings bleibt die Stadt stets gefährlich, denn solche Höhe verlangt ein starkes Herz. Aber die Höhe vermehrt auch die Blutkraft, läutert die Lungen und regelt den Arbeitstag besser, als die Tiefe es vermag. Ein Nachtleben wie in Berlin, Paris oder London ist in der Stadt Mexiko nicht möglich. Um 9 Uhr des Abends schon sind die Straßen fast leer, um 10 Uhr siehst du nur noch wenige Menschen. Die Stadt schläft dann schon, das heißt die Arbeitsstadt Mexiko, denn Nachtvögel gibt es überall, und immer schläft die Stadt der Sonne entgegen.

Einst war Mexiko Wasserstadt. Nicht eine Stadt der Pfahlbauten, auch nicht eigentlich ein Venedig der Höhe, sondern eine Stadt im See, eine frische Wasserstadt, eine Stadt mit festem Grund, aber durchzogen und umgeben von gütigen Wässern, die Nahrung lieferten, Schiffe trugen und den Bewohnern erlaubten, sich sicher vor Angriffen zu fühlen. Es war keine Kanalstadt, sondern eine Binnenseestadt auf dem Hochplateau, obwohl Kanäle sie durchschnitten. Heute ist das Hauptwasser, der See von Texcoco, ausgetrocknet. Diese Trockenlegung wurde von Spekulanten veranlaßt, die den Boden unter dem Spiegel schon vor Beginn der Arbeit verteilten, in der Hoffnung, daß sein Wert mit dem Sinken des Wassers steigen würde. Sie haben sich getäuscht, denn auf dem trockenen

Seebett wachsen nur dünne Halme, nur wenig Vieh kann dort grasen und ein überstarker Salpetergehalt macht den Anbau von Mais oder Weizen unmöglich. Aber es blieben noch einige Wasserreste. Dort jagen Indios mit Netzen nach Enten und Wasserhühnern, sonst sind die Tümpel zu nichts mehr nütze. Es ist ein Jammer, daß man der großen Stadt die Wasserlunge genommen hat und auch viel von ihrem Wald. Denn noch nicht lange ist's her, daß von den Seeufern sich weite Wälder dehnten. Wie herrlich diese Wälder waren, das weißt du, wenn du etwa nach Toluca wanderst oder nach dem alten Spanierkloster Desiertos de los Leones. In der Nähe dieses Klosters ist eine schöne bröckelnde Eremitage, die inmitten des Waldes am Rande einer Schlucht liegt. Hier ist noch wirkliche Waldromantik, noch Waldeinsamkeit und gegen Abend Waldesgrausen. Es ist noch ein Stück des mexikanischen Hochplateauwaldes, der dort stand, wie dichte Haare auf dem Haupte eines Riesen. Jetzt muß man den Wald neu pflanzen und gegen den Staub kämpfen, den oft der Nordwind von jenem trockenen Seebett durch die Stadt Mexiko wirbelt. Die Stadt muß ihre Hauptwaldungen zurückhaben, wenn sie auch unter der kühlen Sonne und unter den erfrischenden Winden liegt.

Wundervoll ist ja auch die nur bestrauchte Weite oder die Endlosigkeit der Maisfelder, das

Gewimmel der Kakteen bis nach den hohen Bergen hin. Aber besser, gütiger ist der Wald. Man spürt auch in ihm die Sonne und begrüßt sie freudiger, wenn man sie auf einem Platz zwischen den Bäumen findet, auf einer plötzlichen Wiese oder auf Feldern, die sich vom Waldesrand dehnen. Wie lieben die Menschen dieser Stadt ihre Bäume! Jeden Sonntag wandern sie in den herrlichen Park von Chapultepec, der ein Wundergebilde aus Hochwald, Kakteenmärchen, Wässern, Traumpfaden, Alleen und Kinderwiesen ist. Um und durch den Park zieht eine breite Straße, auf der an Sonntagen ein stillfröhlicher Autokorso kreist. Oft ist's ein Blumenkorso, denn Blumen sind wohlfeil in Mexiko. Wohl gilben die Gräser, aber die Blumen hören auch im Winter nicht auf. Mitten in der Stadt liegt der Blumenmarkt. Hier sind Nelken, Rosen, Veilchen, Orchideen zu Bergen gestapelt. Du kaufst hier Bukette groß wie Riesentorten. In den Korsowagen werden die Margeriten und Rosen bis an den Rand gestapelt, und Büsche werden Vorbeifahrenden zugeworfen. Die ganze Straße ist dann mit Blumen überschüttet, und die Menschen sind mit Blüten und Konfetti besät. Blumenheiter ist sogar der Tod in Mexiko, denn seine Farbe ist nicht schwarz wie bei uns, sondern gelb. Die gelbe Blume ist die Todesblume. Als wenn sie zum Fest gingen, tragen sie den Toten gelbe Blumen nach, aber auch

Kränze aus Veilchen und Orchideen geflochten, oder aus Gardenien und Tuberosen.

Die Festtagsheiterkeit im Park von Chapultepec verdüstert sich auch nicht beim Anblick des Präsidentenschlosses, das auf einem alten Aztekenhügel im Park liegt. Dieser Hügel war von jeher Kampfhügel. Um ihn ging der Streit zur Zeit der vorspanischen Herrschaftskämpfe. In diesem Schloß wohnte Maximilian von Österreich. Von hier aus erließ dieser Verkenner Metzeldekrete gegen das mexikanische Volk. Dieser Hügel wurde von den Amerikanern brannt und von Heldenkadetten verteidigt. Als nichts mehr zu retten war, wand junge Verzweiflung die Fahne um den Leib und stürzte sich in die Tiefe. Unten erzählt ein Denkmal von dieser Kraft, die Freiheit des Landes zu verteidigen.

Welche Entsetzlichkeiten hat diese Stadt gesehen! Massenopferungen, Feindeseinbrüche, Metzeleien von den Spaniern veranstaltet, den Mord in hundert Gestalten, verzweifelte Tollheit, jede Begierde, den Scheiterhaufen, das Schafott, Aufstände gegen die Unterdrücker und Unterdrückungen blutigster Art. Aber die Sonne war immer da, und deshalb war niemals die Heiterkeit ganz geschwunden. Deshalb ist die Stadt voll von fröhlichen Häusern, von grünen Plätzen durchtupft, von Menschen durchwandert, die noch nicht so gepeitscht sind wie die Großstädter

Europas oder wie die New Yorker. Mexiko-Stadt ist Zentrum und Ausdruck des ganzen Landes. Es ist daher Duldung, Kampf und Kraft, Liebe und Furchtbarkeit, aber über allem, selbst über den ärmsten Straßen, über Fassadengeschmacklosigkeiten, blöden Malereien, über angeklebten Bretterhütten der Indios, über den Palästen und Kirchen, liegt die Sonne, die das Schwerste verklärt. Unbewußter noch als die großen Städte Nordamerikas und Europas, unbewußter auch als Buenos Aires oder Montivideo ist Mexiko. Die Stadt ist schon technisiert, aber so sehr der Verkehr rast, noch rast die Seele nicht mit, noch sitzt die Angst den Menschen nicht im Nacken, wie in anderen Großstädten, die Treiber sind, ohne uns auch nur die Ruhe des Schlafes zu gönnen.

Die Berge

Bei ganz klarem Wetter kann man schon vom Meer aus das weißsteile Haupt des Pic von Orizaba sehen. Auf dieser weißen Spitze wurde von einem göttlichen Feuer der Leib Quetzalcóatl, des weißen Friedensgottes, verzehrt. Von diesem Berge aus, dem höchsten Mexikos und einem der höchsten der Welt, sahen die Wächter Moctezumas den Anmarsch der Truppen des Cortéz. Sie meldeten dieses Wunder und Grausen den Wächtern auf dem nächsten Berge, dem Malintzin, und von hier sprang die Kunde über den Popocatepetl, dem Rauchberg, und den Ixtaccíhuatl, der „Schlafenden Frau“, nach Tenochtitlan, der Hauptstadt des Aztekenreiches, wo der Kaiser Moctezuma bald darauf ehrfürchtig vor den Bildern der Reiter auf den fremden Tieren stand. Denn Pferde gab es nicht im alten Mexiko, auch keine Rinder und anderes Hausgroßetier. Vor der Hütte und vor dem Palaste lagen die Hunde, aber sonst war dieses Reich ein Menschenreich. Kopf, Arme, Beine der Menschen, haben Pyramiden, Paläste, Hütten, Äcker, Ideen und Götter geschaffen.

Viele Riesenberge gibt es in Mexiko. Wenn du vom Popocatepetl und Ixtaccíhuatl weg nach dem Pazifik zuwanderst, wenn du noch den Berg bei Toluca bestaunt oder bestiegen hast, so grüßen dich weiter unten der sanfter hängige Colima und der Nevado, beide fast bis an den Stillen Ozean reichend. Ungeheure Schroffen, Hügel aller Formen, Spitzen und Kegel, aber alles nur Buckel auf dem großen Berge Mexiko. Die Stadt Mexiko selbst ist von Bergen umkreist, die überragt werden von der weißen Frau und dem Rauchgipfel, die gewaltiger noch locken als der höhere Pic von Orizaba, weil sie auf dem Hochplateau liegen, das alle Kühnen nach oben zieht.

Selten wurde der Pic von Orizaba erklettert. Zum erstenmal sollen im Jahre 1848 amerikanische Offiziere den Gipfel erreicht haben. Sicher aber haben Azteken und mancher Vortrupp wandernder Stämme ihn lange vorher bestiegen, wie ja auch Abenteurer des Cortezschen Heeres nicht ruhten, ehe sie nicht in den Sagenkrater des Popocatepetl geblickt hatten. Viel einsamer als die beiden Hochplateauriesen wirkt der Pic von Orizaba, obwohl er nicht ohne Verbindung mit den anderen Bergen ist. Steht er doch da wie ein unendlich schweigender Kegel, ganz weiß gegen den tiefblauen Halbtropenhimmel ragend, oft so weiß, daß man die Augen schließen muß. Wie unsagbar herrlich muß der Blick von hier in die unendlichen Wälder am

Fuße dieses Berges, in die Tropen und auf das Meer sein! Aber so einsam der Pic von Orizaba aufragt, so kaltschweigend er scheint, obwohl die Indios noch immer das gottverbrennende Feuer auf ihm sehen, er ist ein wilder Berg, umtost, umschlichen seit Jahrhunderten von kämpfenden Truppen. Ein Berg, der in seinem Waldkleid hunderttausend Schluchten birgt, unterirdische Flüsse, Höhlen, Verstecke aller Arten. Es ist der Berg der Revolutionen Mexikos. Was haben diese Wälder alles sehen und hören müssen an Blut, gräßlichster Vernichtung, an Todesstöhnen und Siegeschreien. Aber die Herrlichkeit der Landschaft ist nicht zu beschreiben. Eine unzählbare Mannigfaltigkeit von Blumen, Sträuchern und Bäumen, von Schmetterlingen, Vögeln und Wild, strebt dem Gipfel entgegen. Aber tief hinein in diesen satten Aufstieg sinkt das Eis des Berges.

Eines Tages begann ich den Aufstieg hin zum Ixtaccíhuatl, der weißen schlafenden Frau. Geführt von einem merkwürdigen Menschen, Dr. Atl, der die Berge Mexikos bis in ihre letzten Geheimnisse kennt. Er kennt ihr Inneres, er fühlt das Feuer der Vulkane voraus, er wittert die Ausbrüche des Popocatepetl, kein Mexikaner ist so vertraut mit den Bergen wie er. Er nennt sich einen Vulkanologen, aber er ist viel mehr. Er versteht die Seele des Indio, er beschrieb in einem großen Werke die Handwerkskunst, den

Gesang, den Tanz der braunen Menschen. Er dichtete den Sang vom Popocatepetl, für ihn lebt der große Berg, er empfindet den Rhythmus der Gewaltigkeit.

Dieser Dr. Atl, unser guter Führer, gab uns ein Bergbankett einige Tage vor dem Aufstieg. Er hatte dazu wundervolle Bergbilder gezeichnet, von den Hängen des Popocatepetl hatte er große Pilze geholt, Hongos vom Berge, die einen Rauchgeschmack haben. Berggewürzt war das Essen und berggewürzt war die Rede, mit der er uns aufforderte, der weißen Frau und dem rauchenden Riesen Schönheiten und Geheimnisse abzutrotzen.

Unten, vor dem Popocatepetl und dem Ixtaccihuatl, liegt Amecameca, das vor langen Zeiten von den Chichimecen gegründet wurde. Hier gibt es einen kleinen Indio-Gasthof, um dessen Hof eine Holzgalerie läuft, von der man in ein farbenparadisches Gärtchen blickt. Nach den Ratschlägen des Dr. Atl ausgerüstet, ritten wir am Morgen auf Pferden und Maultieren durch den frühbeglänzten Ort den Bergen zu. Es war ein Ritt durch wundersame Pflanzenzonen bis hinauf zu den Nadelwäldern und zu Hochwiesen, die wie Schweizer Matten sind. Hinter uns eine Indiokarawane mit den Packtieren, vor uns auf seinen eigenen Füßen Dr. Atl, der auf einem Brette schläft, gern in Höhlen wohnt und von allem leben kann, was die Berge bieten. Wir rasteten am Quell, an urtiefen Schluchten, wir



Pic von Orizaba



Blick auf den Popocatepetl



Blick auf den Popocatepetl



Besteigung des Ixtaccihuatl



Ausbruch des Vulkans Colima am 19. Januar 1913



Vogelfelsen im Pazifik



Felsschroffen bei Guanajuato

ritten unter meilenweiten Laufdächern weg, wir waren plötzlich im Riesengebirge, im Harz, im Algäu, nachdem wir durch Tropengesträuch gezogen waren. Als es Abend wurde, erreichten wir eine Höhle. Es ist mehr eine Einbuchtung in den Fels, nicht tief hinein, aber tief genug, um vor den Stürmen und der Kälte Schutz zu bieten. Diese Höhle liegt auf einer Höhe von 4000 Metern, und von hier begann am anderen Morgen der eigentliche Aufstieg.

Kurz vor Sonnenaufgang sahen wir durch letzte Bäume die Vorsonnenbeglänzung des Popocatepetl. Auf halber Höhe des Gipfels, der nur wenig Schnee trug, zogen leichte Wolken, die das erste Licht empfangen. Etwas kalt, wie belegt mit Kalk, stand der Berg da, bis 1000 Lichtkaskaden über ihn stürzten, von ihm weg jauchzten, die dicken Ausbruchswolken fast ertränkten. Hart war der Berg umrissen im ersten Morgen-glühen, aber dann wurde er weicher unter dem vollen Licht, eine einsame Kathedrale, unendlich fern von allen Erlangbarkeiten und unendlich nah doch unseren entzückten Augen.

Nicht mehr als einige hundert Meter von der Höhle aufwärts können die Tiere klettern. Ausgenommen der Hund, der sich auf jeden Gipfel schleift, der zwanzigmal abwärts, seitwärts, weit über uns hinaus vorwärts läuft, ohne zu ermüden. Auf dem Vulkangestein des Ixtaccihuatl lag Neuschnee. Ganz frischer Schneeeruch, eine Un-

berührtheit sondergleichen drang uns in die Seele. Gleichmäßig marschierten die Indios mit ihren breiten Hüten, nur Sandalen an den Füßen, die große Zarape, das bunte und warme Tuch des Indio, um den Leib geschlungen. Wir machten Rast auf dem Maultierfriedhof, wo hunderte dieser treuen Zugtiere am Lungenschlag gestorben sind. Plötzlich hört für sie die Lebensmöglichkeit auf. Bis hierher noch reicht die Luftschicht, in der sie atmen können. Zwei Schritte weiter, und sie brechen zusammen.

Von 4500 Metern an wird der Weg sehr mühsam. Jeder Schritt ist Arbeit, der Puls ist vervielfacht. Aber dann sind wir auch belohnt, wenn wir vor einer Eishöhle stehen, vor der ein Vorhang aus ungeheuren Zapfen starrt. Die Indios von Amecameca schlagen die Zapfen ab und schleifen sie wie Baumstämme zu Tal. Sie klettern bis auf 5000 Meter hoch und höher, um das Eis zu holen, weil sie noch keine Eisfabrik in ihrem Orte haben und weil sie in heißen Monaten kühle Getränke brauchen. Es ist nicht leicht, an diese Höhle heranzukommen, denn sie ist sozusagen nur die Rückwand einer Gletscherspalte, und man braucht große Vorsicht, um nicht abzustürzen.

Von hier aus schreiten die braunen Menschen, einer hinter dem andern, über den ewigen Schnee den Gipfeln zu. Denn der Ixtaccihuatl, die weiße Frau, ist dreigipflig, Haupt, Brust und Knie ragen aufwärts.

Aber das eigentliche Wunder sah ich erst am nächsten Morgen. Denn als wir, nach einer furchtbaren Sturmnacht, von der Höhle abwärts ritten, unter einem unsagbar klaren Himmel, lag die Erde da, nicht flach und nur mit Buckeln darauf, sondern gebogen. Ganz erschüttert sah ich zum erstenmal in meinem Leben, daß die Erde keine Fläche ist, und ich wußte nun, daß die alten Völker dieses Hochplateaus und dieser Berge die Rundung der Erde und die Gesetze der Sterne und des Himmels nicht nur errechnet, sondern auch gesehen haben. Eine kleine stabförmige nur beritzte Götterstatuette erzählte von dem alten Leben hier oben, aber von der Feinheit dieser Kultur, von ihrer astronomischen Korrektheit sprach die Erde unten. Es war nicht mehr die Erde, sondern der Globus. Das allerdings wird mir unvergeßlich bleiben. Unvergeßlicher als der Flammenstreifen Mexiko, der in der Nacht vorher zu unserer Höhle aufzüngelte, unvergeßlicher noch als die erste Beglänzung des Popocatepetl. Denn hier tat sich eins der Grundgesetze irdischer und himmlischer Bewegung auf. Was ist nun stärker für die Erkenntnis der Welt, Erfahrung oder reines Denken? Was ist die Sonne, was sind hunderttausend Lampen, was sind die größten Kolben und die kleinsten Rädchen, was ist die geschmiedete Gewalt und die ziselierte Präzision gegen das Ungeheure, wenn du zum erstenmal die Rundung der Erde siehst!

Die Wasser

Auf dem Golf von Mexiko stehen oft schwarze Sommernächte, so dickheiß und feucht, daß die Schiffe wie umklebt sind. Kein Gewitter schmettert dann hindurch, das Brüten wird nicht aufgewirbelt, die Brust ist so belastet, daß du kaum atmen kannst. Furchtbar ist diese geballte Schwärze, in die kein Stern niederleuchtet, kein Meerestier aufflammt. Die Nacht ist so schwarz und still, daß selbst das Rauschen der Wellen in ihr erstickt wird. Aber am Morgen darauf ist das Meer seidenblau, ganz unbewegt, der Himmel ist von einer Heiterkeit, die das Herz nach allen Winden trägt, die fliegenden Fische perlen in der Sonne, sie hüpfen wie Emaillé über das Meer. Von der weiß-grünen Küste dehnt sich unabsehbar blaue Seide, alles ist Friede und wahre Glückseligkeit.

Dann ist plötzlich eine Wolke da, die Sonne wird fahl, die Luft ist von einer warmen Nässe, ein Wind kommt auf. Das ist der Norte, der Sturm, der von den Staaten herunterfegt, sich in den Golfsack einwühlt, alles durcheinander wuchtet, der unser Schiff tanzen läßt, daß wir

schon nicht mehr den Hafen erhoffen. Leicht ist unser Schiff: 36 Passagiere und nur 8 Tonnen Ladung. Es stampft, es schlingert, aber es ist doch schon kein Stampfen und kein Schlingern mehr, es ist Hineinspringen, Hineinsausen in die saugenden Täler, es ist Aufwärtsreißen, auf Wasserklippen balancieren, dann wieder jagendes Drehen, daß mein Hirn nicht mitkann. Wir haben die Richtung verloren. Fast zwei Tage kämpfen wir nur gegen den Sturm. Wir kommen keinen Schraubenschlag weiter. Der Kapitän weiß nicht, wo wir sind. Wie lange dauert der Sturm, welche Geschwindigkeit hat er, kann er haben, wann endlich kommt die erste Sonne, daß wir die Richtung wiedergewinnen? Keiner kann uns Antwort geben. Vergessen ist der Speisesaal, vergessen jedes frohe Wort, nur eine Sehnsucht noch: Sonne und Land.

Aber wir sind noch bevorzugt. Denn näher an der Küste, gewaltiger geschlagen, direkt auf dieser grün-grauen Hölle, fahren nicht, sondern klammern sich an kleine Wände Menschen in den Motorbooten, die zwischen den Golfhäfen verkehren. Ich sprach eine Frau, die eine solch entsetzliche Sturmfahrt erlitten hatte. Sie lag noch 14 Tage nach der Landung krank und konnte sich monatelang von dem Entsetzen nicht erholen. Sie hatte Wellen gesehen wie grauenhafte Tiere, saugenden Tank, klammernde Arme, ein Belfern gehört, Blöken und Gebrüll, das



Fischer vom Patzcuarosee



Modernes Seebad Cuyutlán am Pazifischen Ozean



Auf den Kanälen von Xochimilco

wie der Lärm der letzten Weltstunde war. Dreimal habe ich diesen Sturm erlebt, aber furchtbarer war er nie als im November 1925. Wir waren wieder über die blaue Seide gefahren, die von Progreso, dem Hafen Jucatans, einen Tag weit reichte. Dann kam es über uns mit Millionen Tritten aus der Luft, mit klatschenden Regenleibern gegen die Bordwände, mit Sturm sirenen und mit schleimenden Augen aus grün-grauen Wellen.

Dieser Sturm war entsetzlicher Hohn auf uns. Er zerbrach das Schiff nicht, weil es ihm leid tat, aber er raste Grauen über uns, er ließ kurz vor dem Bug Wind und Wasser Wirbel kreisen, er wühlte das Meer derart auf, daß man schaudernd die ganze Tiefe erkannte. Welche Seligkeit, als mittags die Wolken sich öffneten, erst ein ganz kleines Blau durchließen, dann schnell abeilten und bald nur noch wie linde Watte über dem Horizont standen.

Doch viel gewaltiger als der vom Sturm gezüchtigte Golf ist der grüne Pazifik, auch dann, wenn seine Wellen nur ruhig hinziehen. Zwanzig Schritt in ihn hinein, und schon reißt es dich in die grüne Unendlichkeit, die dir bald entgegentstürzt, weißschäumend über dich schlägt, dich zum schwarzen Sand zurückreißt, dich niederschmeißt, daß du platt liegst wie eine Padde. Wenn das Meer hinabgezogen wird, bleiben auf dem nassen Sande kleine Krebse, Fräuleins ge-

nannt, die mit putziger Schnelligkeit sich ein-graben oder in vorhandene Löcher schießen. Sie sind so flink, daß du sie kaum mit der Kamera festhalten kannst. Hundert — zweihundert Meter vom Strande ab schwimmt der Hai. Nicht jeder Hai ist Menschenfresser, aber im grünen Meer, in den Buchten, gibt es wilde Haie, die manchen braunen Körper schon verschlungen haben. Ich machte an einem Herbsttag Rast in dem kleinen Palmenseebad Cuyutlan und fragte den Hotelwirt: „Gibt es hier Haie?“ „Nein, mein Herr, hier gibt es keine wilden Tiere.“ Vorsichtig erkundigte ich mich nochmals bei der Kellnerin. „Gibt es hier Haie, Fräulein?“ „Ja, mein Herr, Haie gibt es die schwere Menge.“ „Fressen sie Menschen?“ „Selbstverständlich, mein Herr, sie fressen Menschen; nicht immer, an manchen Tagen sind sie friedlich.“ „Wann schnappen sie denn zu?“ „Wer weiß das, mein Herr. Wenn man Glück hat, sind sie friedlich, wenn man Pech hat, fressen sie einen.“ Nun wußte ich also Bescheid.

Vögel mit vorstoßendem Schnabel fliegen über das Küstenwasser des Pazifik. Man findet sie an den Flußmündungen. Sie sitzen auf faulenden Baumstämmen, ganz nahe an der Brandung, bei einem Heer von rosa Pelikanen. Alligatoren schießen ins Wasser, Moskitos schneiden, aber Pelikane und Reiher sind fast unbewegt. Nur wenn du näher kommst, jagen sie auf, aber

wenn du fern bleibst, so siehst du ein Vogelparadies, fast wie ein japanisches Bild auf grünseidenem Hintergrund. Wenn das Motorboot an Einzelfelsen vor den Küsten vorüberfährt, stets in Gefahr, gegen den Stein gehoben zu werden, findest du diese Vögel wieder. Einer sitzt ganz oben auf der Nadelspitze, bewegt den Schnabel nicht, blickt wie Weisheit vor fünf Millionen Jahren über den Pazifik.

Welche Seltsamkeiten erblickst du in und an diesem Wasser! Tropenhaine, die ein ganz unwahrscheinlicher Friede sind, Krokodile, von der Flußmündungsgewalt ins Meer gespült und in Haifischnetzen gefangen, schneeweißes Gestein und bronzeschimmernde Adern, Riesendelphine, die zu zweien und dreien vorüberschaukeln, und Haifische, die so faul sind, daß man ihnen die Freßgier nicht glauben möchte. Aber wenn die Harpune des braunen Fischers in einen wilden Leib geschossen ist, saust das Boot, wie der Fisch will, ist das Meer ringsum zerwühlt, steht der Fischer ängstlich mit dem Beil, ob er nicht im nächsten Augenblick kappen soll. Hundert Meter davon fährt ein Kanu, sicher, mit Fischen gefüllt, singende Menschen breitbeinig darin stehend.

Obwohl du nun nirgends so das Gefühl der Endlosigkeit hast wie vor dem grünen Pazifik, ist doch kein Meer so sehr Landkarte wie dieses. Du siehst in der Endlosigkeit die Inseln bis hin zum asiatischen Strand, das Meer ist nicht nur

Wasser, es ist durchzogen von Ketten, von Archipelen durchtupft, von Barrikaden durchzogen. In all der Endlosigkeit hast du Ruhepunkte, obwohl du nichts siehst.

Dieses Meer ist von einer Trächtigkeit sondergleichen. Die Wässer an den Küsten Niederkaliforniens sind sozusagen fett von all dem Leben. Schildkröten gibt es hier wie braune Häuser, Reiher, deren Hälse wie gezerrt sind, Pelikane mit Rucksäcken unterm Schnabel, in denen eine Nachkommenschaft leben könnte, Flamingos von unwahrscheinlicher Schlankheit, Fische so klein, daß du sie mit dem Mikroskop suchen müßtest, und so gewaltig wie Elefanten.

Das sind die Meere Mexikos. Sie sind seiden, grün-ziehend, blau-wuchtend, gütig und grausam, brackig und klar wie geschliffenes Glas, seicht und tief wie die Welt. Voll von Leben aller Art, angefangen bei fliegenden Fischen bis hinunter zu plattgedrückten Kisten oder Pinzetten, die sich durch den Druck hindurchstechen müssen.

In diesem Lande sickert es, stürzt, braust es von oben. Eine Unzahl von Flüssen und Bächen stolpert und rast herunter in das Atlantische und Pazifische Meer. Kommen sie vom Hochplateau, so stürzen sie sich über Terrassen, sind oft blau wie der Himmel, oft grün wie frisches Gras. Einige fallen wie aus Dunst, andere kommen nur selten ans Licht, sie sind wie der Styx. Wieder andere kommen nicht bis unten, sie gießen ihre

Wässer in Plateauseen hinein, in Bergkessel, in Alpenmulden. Der herrlichste von den Plateauseen ist der Patzcuarosee im Staate Michoacan. Er ist weit und langgestreckt, er ist lieblich und gewaltig, Matten und Hügel sind an seinen Ufern, Wälder, Gras und Sträucher, Ried und Tiefe und Sagendörfer, die von den sonderbarsten Königreichen künden.

Mitten in diesem See liegt Janitzio, das Capri Mexikos. Lange Netzbahnen am schmalen Ufer wie Häute vor einem wunderbaren Geheimnis. Bergstraßen hinauf, auf eine Terrasse, durch Krümmungen hindurch, immer wieder mit dem Blick auf den gütigen See und auf die Fischerboote, die gerudert werden wie kleine Kriegsfahrzeuge des alten Rom. Wenn gegen das Licht ein Fischer mit breitem Hut und stillem Schlag im Kahn fährt, wenn unhörbar die Netze gezogen werden oder am Morgen eines Marktages Hunderte von Schiffchen zum Landungssteg eilen, dann bist du ganz verzaubert von diesem herrlichen Wasser. Es ist viel herrlicher noch als der See von Chapala, der kühler ist, nicht so gütig wie der Patzcuarosee und nicht so belebt von dem Sturm vergangener Zeiten. Überall auf dem Patzcuarosee schwimmen kleine Schlangen, sich schnell weiter ringelnd, Kopf und Zunge aus dem Wasser stoßend, von einer zierlichen Behendigkeit.

Oft gibt es an einer Seeseite Abstürze, oft wer-

den Niveauunterschiede künstlich verschärft, um stürzende Wasserkraft zu gewinnen. Grandios, von einem weit hingezogenen Brausen, ist der Fall von Juanacatlan, dessen Gewalt die elektrischen Maschinen treibt, aus denen der Strom in die schöne Stadt Guadalajara läuft. Wie ein Tryp-tichon ist der Fall von Uruapan, den schon Alexander von Humboldt besuchte. Aus der Höhenmitte dreht sich ein riesiger Wasserarm und an beiden Seiten blinken, spritzen, rieseln helle Gardinen abwärts. Aber wundervoller noch ist das Bild des weißen und des grünen Flusses, die in einer Märchentiefe sich vereinen, wie zwei Bänder zusammenlaufen, mit dem Auge wie eine Silberschnur bis zum fernsten Horizont eilen, aus unlösbaren Felsrätseln kommen und irgendwohin ziehen, wo deine Phantasie sie hinführt.

Wässer von tausend Geschwindigkeiten, tausend Weiten und Tiefen, Nähen und Fernen, Lieblichkeiten und Gewalttätigkeiten, sah ich in Mexiko. Heilig war das Wasser den Azteken, wie alle Urkraft. Feucht ist das Leben, das Wasser ist das helle Blut der Erde.

Quetzalcóatl



Fruchtverkäufer



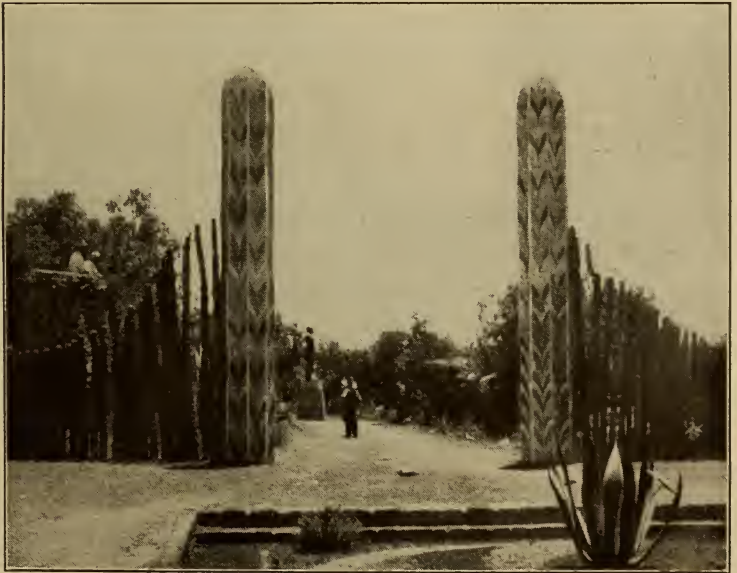
Gewinnung des Pulquetranks



Kokosbucht von Isla del Carmen



Hütte mit Nopalbaum



Stilisiertes Orgelkaktus



Indiohütte mit Orgelkakteen

Quetzalcóatl ist der Gott des Indio-Paradieses. Goldene Zeiten waren in Anáhuac. Nie sangen die Vögel so wunderbar, die Luft duftete, der Wind war sanft, Mais stand übergengenug auf den Feldern unter der milden Herrschaft dieses braunen Heilandes, der von einer Jungfrau geboren war. Er war ein weiser Gott, der Mann und Frau zusammenhielt, die klarsten Gesetze gab und einen Staat ermöglichte, der ewig zu dauern schien. So war er der Heiland, ohne am Kreuz gestorben zu sein, und er war zugleich Konfucius und Mohammed. Er war kein klirrender Gott, sondern ein Gott klaren Auges, mit weißer Haut, herrlich gestaltet, der in einer Märchenstadt wohnte. Aber seine Güte wurde überrannt von der Rauheit eines anderen Gottes, der ihn vertrieb. Er flüchtete von Ort zu Ort, überall noch Segen verbreitend, und starb in Coatzacoalcos, am Golf von Mexiko. Seinen Leichnam trugen die Indios auf den Gipfel des Berges von Orizaba, wo ein heiliges Feuer ihn verbrannte.

Dann wurde er zum Messias der Azteken, und kurz bevor Cortez in Mexiko einbrach, glaubte

alles, die Rückkehr Quetzalcóatls stände nahe bevor. Wunderliche Zeichen, Stürme, Überschwemmungen und Feuersbrünste kündigten die Heimkehr des Messias an. Wohl kamen neue Stürme, neue Feuersbrünste über Anáhuac, aber Quetzalcóatl kam nicht wieder.

Doch der Gott des Windes, der Güte, der Fruchtbarkeit lebt noch immer in Mexiko. Wo er in den Seelen der Indios gestorben ist, da lebt er in den Wässern, auf den Feldern und Bergen des Landes. Er lebt in den alten und neuen Früchten, in den Tieren und in den Kräften der Natur. Die Fruchtbarkeit Mexikos ist unendlich, wenn auch die fruchtbare Erde, weil die Menschen sie nicht genügend nützen konnten, nur einen kleinen Teil dessen hergibt, was sie an Nährkraft birgt. Du kannst viele Stunden durch das Land fahren oder reiten, ohne das Quetzalcóatl sichtbar wird. Aber dann wieder dehnen sich die Maisfelder bis auf die Berge hinauf, grüne Riesenteppiche aus Zuckerrohr strotzen in den Tropen und auf halber Höhe. Wild und gepflegt wachsen die Früchte auf den Bäumen, Kakteen und Sträuchern, und die buntesten Vögel singen, pfeifen und krähen in den Wäldern.

Wie leicht ist das Leben, wenn es nicht von Gier berannt wird. Eine Hütte neben dem Nopalbaum, ein kleines Maisfeld dahinter, ein Brunnen, ein Bad, Fasern oder Baumwolle zu Mänteln und Kleidern, Schuhen und Hüten, und

etwas Duldsamkeit gegen die anderen, dann ist das Leben schon geschafft. Du kannst beispielsweise in dem kleinen Dorf Santa Ursula bei Mexiko-Stadt beobachten, wie Gier die Menschen zermürbt, aber du kannst auch die Wirklichkeit einer Harmonie dort sehen, die wir Europäer nicht mehr kennen. Du mußt dich nur freimachen von deiner „Verfeinerung“, genügsam werden nur für einen Augenblick, dann verstehst du die gütige Gemeinschaft der Menschen, die bei ihren Spielen und Tänzen, mit Maiskuchen, frischen Nopalfrüchten, mit der natürlichen Sauberkeit des freien Feldmenschen und der Hilfsbereitschaft, die ihm eigen ist, zufrieden wären, wenn nicht die „Zivilisation“ sie bedrückte. Diese Hütten sind nur arm, weil nahe bei ihnen falscher Reichtum den Hüttenmenschen die freie Kraft nimmt. Wenn sie Güte fühlen, wie fröhlich sind sie dann bei der Zubereitung des Maises, dessen Mehl sie auf Vulkansteinen zu Torten walzen, und wenn sie Frieden haben, so sind sie auch nicht ohne Genußsucht. Sie essen gern Gerichte, die sie nach alten Rezepten aus Würzigkeiten zusammenstellen, und trinken dabei Säfte aus ihren Pflanzen, die sie heiter machen, solange sie noch nicht gequält sind. Erst wenn sie gequält sind, wird die Heiterkeit zu einem bösen Rausch, es wüten Leidenschaften auf, die getränkt sind mit fremden Gift.

Oft habe ich mit meinen braunen Freunden

von Santa Ursula vor der Steinhütte gesessen und bin nach Maismahl und Trank mit ihnen durch den kleinen hügeligen Garten gegangen, in dem tausend Blumen stehen, Kakteen aller Arten, und die Nopalbäume, die in der kurzen Dämmerung wie mit wirren Armen um sich greifen. Mit Stolz führten sie mich über die Straßen hinweg auf ihre Felder, zeigten mir ihren Fleiß, die systematische Kraft ihrer Arbeit auf dem Acker, das kunstvolle System der Entwässerung, und gaben mir dicke Sträube aus Nelken und Wicken.

Vor der Bucht von Campeche liegt die kleine Insel del Carmen. Sie war vor vielen Jahrzehnten Zuflucht der Seeräuber, der Schmuggler, der Durchbrecher merkantilistischer Mauern. Ich darf sagen, daß diese Räuber und Schmuggler keinen schlechten Geschmack hatten, ganz abgesehen von der Verlorenheit vieler Winkel und Dickichte auf der Insel. Diese Insel, Isla del Carmen, ist, wenn man sich an die Tropenhitze gewöhnt hat, ein Ort, an dem es sich wohlrufen läßt. Aber die Räuber und Schmuggler waren Leute mit Wallungen und wollten auch in der Zuflucht nicht Ruhe geben. So hatten die Frauen des entzückenden Städtchens keine stille Minute, wenn die Piratensegler im Hafen lagen. Sie mußten auf dem Marktplatz, auf dem die saftigsten Früchte gestapelt lagen, sich Zwangsrendezvous gefallen lassen, die nicht selten, nach Ehemannsprotesten, mit Messerstechereien endeten.

Deshalb beschlossen die Ehemänner des Städtchens, lieber selbst zum Markte zu gehen. Diese Sitte hat sich bis heute erhalten, so daß man Hunderte von Männern mit Marktkörben sieht. Die Erklärung gab mir der liebenswürdige Hafenkapitän, der dafür zu sorgen hat, daß der jetzt wenig belebte Hafen sich auf bessere Zeiten und größere Schiffe durch Ausbaggern und Renovierung der Landungsanlagen vorbereitet.

Unser stöhnender Küstenkleindampfer „Tabasco“ hatte hier Anker geworfen. Es war Sonntag, d. h. die Arbeit ruhte und wir konnten eine Fahrt durch die Insel machen.

Da habe ich zum erstenmal in meinem Leben einen Blick ins Paradies getan. Das Meer, das oft durch Agaven sichtbar wurde, war von einer schmelzenden Bläue, es war wahrhaftige Seide, ganz unbewegt, und man wunderte sich, keine weißen Schwäne auf ihm zu sehen. Die buntesten Schmetterlingswolken flirrten auf und vorüber, das Gras und Gesträuch stand an den Wegen, als wenn es nicht aufhören könnte zu wachsen, und alle Augenblicke fuhr der Wagen unter den dichtesten Verschlingungen hinweg. Tausendfältige Wurzeln griffen in die Luft, Dächer aus dickstem Grün beschatteten den Weg wie in einem deutschen Wald gegen Abend, und ganz sonderbar zogen die geringelten Kokosstämme nach oben. Nicht etwa gerade, sondern von unten auf gebogen wie trachtige, weitgestreckte Arme. Un-

geheure Berge aus Kokosnüssen und von Zeit zu Zeit eine Blumen- oder Wiesenlichtung in un-nennbaren Farben.

Wir hielten vor dem Hause einer Kokosfarm, von den lebenswürdigsten Menschen begrüßt und gleich eingeladen, die frischeste Kokosmilch und weinduftende Bananen zu essen. Das Haus liegt in einer kleinen Bucht, in der Kanus ruhten, denn nicht nur Kokosnüsse und Bananen werden hier gezüchtet, es wird auch in diesem wimmelnden Wasser gefischt. Gegenüber liegt eine Insel, zierlich wie eine kleine Mooskuppe, die bei jedem Sturm zu ertrinken droht.

Im Hof standen Bäume, die eine zuckersüße Frucht, „Chico Zapote“, tragen und aus deren Stamm „Chicle“, Kaugummi, gewonnen wird. Der Wirt zeigte uns, wie die Laufrinnen nach alten Regeln in den Stamm geschnitten werden. Der weiß-zähe Saft fließt ähnlich wie der Kautschuksaft, in einen Behälter am Stamm des Baumes. An der Küste gibt es weite Zapotepflanzungen, denn in Mexiko und mehr noch in den Vereinigten Staaten wird viel gekaut. Es kauen Männer und Frauen, Kinder kauen Chicle mit Pfefferminz versetzt oder mit Fruchtsäften schmackhaft gemacht. Auch in Deutschland beginnt man schon, Chicle zu kauen, und es ist noch nicht lange her, daß mir in Berlin eine Frau als Antwort auf die Frage, was sie denn da äße, Kaugummi auf die Hand spuckte. Aber ich

will auch nicht vergessen, was mir im Teatro Lirico in Mexiko-Stadt geschah, als die wundervolle Tänzerin Lupe Velez die Galerie verrückt gemacht hatte. Als Ausspuck der Begeisterung flogen mir zwei Kaugummireste ins Haar, die erst mit den Haaren selbst zu entfernen waren. Aber der Chiclesaft ist für mich die immer fließende Fruchtbarkeit der mexikanischen Tropen. Dickweiß, von Nährkraft schwellend, nur durch Pressen zu bändigen. Quetzalcóatl strömt langsam und nahrhaft aus dem Stamm des Chico Zapote.

Am Flusse Grijalva entlang, einer heißen Ader der atlantischen Tropen, stehen viele Meilen ins Land Bananenwälder, deren Frucht tonnenweise verfault. Es ist gar nicht möglich, alles abzuernten, so schnell schießt die Kraft dort auf. Es ist der Staat Tabasco, ein Fruchteden, aus dem Millionen sich sättigen können.

Wenn du mit der Isthmusbahn von Puerto Mexiko nach Salina Cruz fährst, so ist an beiden Seiten ein solcher Reichtum und eine solche Pracht, daß du schlafen mußt, um dich auszu-
ruhen von dieser satten Gewalt. Dazu die sonderbarsten Vögel, Gestaltungen darunter, die noch nicht einmal registriert sind, und alles ist so voll von jagenden Säften, daß auch Heuschreckenherden das Wachstum nur für kurze Zeit aufhalten können. In diesen Gegenden brauchte der Mensch noch nicht zu arbeiten,

wenn er nicht von amerikanischen Fruchtkompagnien getrieben würde, denn hier wächst ihm das Nahrhafte tatsächlich in den Mund. Die Erde ist fett, und wenn sie bis auf den letzten Quadratmeter kultiviert sein würde, so blieben noch die weiten Sümpfe, die ja auch nichts anderes sind, als werdende Fruchtbarkeiten, in der sich heute tausenderlei Getier gütlich tut.

In Tule, einem Dorf bei Oaxaca, steht ein Baum, so gewaltig, daß erst 100 Arme ihn umspannen. Es ist wirklich ein einziger Baum, keine Zusammensetzung — bzw. nichts Zusammengeachsenes, sondern ein Stamm nur, von einem ungeheuren Dach überhangen. Ich weiß nicht, wieviel Jahrhunderte alt dieser Baum ist, aber auch er ist ein Beweis der ewigen Fruchtbarkeit Mexikos. Es ist ein Sagenbaum, ein Baum, vor dem nicht nur die Kinder ehrfürchtig stehen. Dieser Baum ist viel mehr als Sehenswürdigkeit für die Touristen, es ist ein heiliger Baum, weil er die Kraft der Erde verkörpert. Es heißt von ihm, er sei der größte Baum der Welt. Vielleicht gibt es noch gewaltigere Stämme in Mexiko, jedenfalls sah ich Bäume mit Höhlungen, in denen Familien wohnen können. Dann wieder gibt es schwachstämmige Bäume, die du ohne Anstrengung knicken kannst, aber auch sie sind Zeichen der Fruchtbarkeit, weil der Saft nur so aus ihnen strömt.

Viele Geheimnisse bergen die Bäume und

Pflanzen Mexikos. Die Indios kennen wohl die uns noch verborgenen Kräfte, aber sie sprechen nicht gern davon, oder wenn sie davon sprechen, so lacht man sie aus und schreibt lange Abhandlungen über ihren „Aberglauben“. Mir jedenfalls geschah folgendes: An einem Regentage holte ich mir den Schnupfen. Ich ging in eine Apotheke und kaufte ein Medikament, aber es half nichts. Bald darauf sprach ich einen braunen Freund auf einer Wiese. „Tun Sie nichts gegen die Erkältung?“ fragte er. „Sie müssen etwas tun, denn auf dieser Höhe sind Erkältungen gefährlich.“ „Was soll ich tun, ich habe ein Medikament gekauft und es hat nichts geholfen. Sicherlich verschwindet der Schnupfen bald.“ Er brach ein Kraut und hielt es mir unter die Nase. Zehn Minuten ließ ich den Duft dieses Krautes in die wunde Nase dringen und nach zehn Minuten war der Schnupfen verschwunden. Ihr glaubt es gewiß nicht, wenn ich euch erzähle, daß die Indios ein Kraut gegen den Krebs kennen. Auf den Kanälen von Santa Anita erzählten sie mir davon. Das Kraut wächst an den Böschungen, ein unscheinbares Gewächs, fast wie Besenkraut, mit roten kleinen Blüten. Es wird daraus ein Trank bereitet und die Bauern behaupten, daß der Krebs verschwinden müsse, wenn er früh genug von diesem Feinde angegriffen werde. Ich weiß nicht, ob es stimmt, aber gewiß ist, daß die Indios aus Erfahrung sprechen und handeln, und daß

wir gar keinen Grund haben, die Nase zu rümpfen, sondern alle Ursache, diese Dinge zu untersuchen. Oft kamen braune Frauen in meinen Garten und pflückten Kräuter, die ich für Unkräuter hielt. Wenn ich fragte, so hieß es: „Gegen das Fieber, gegen Katarrh, gegen Schwangerschaftsleiden.“ Ihr denkt in Europa, ihr wüßtet etwas von den Ländern an der anderen Seite des Meeres, wenn schwarze Tanzgirls mit angeschnittenem Haar und unverschämten Lippen auf Bühnen schlenkern, oder wenn ihr lest, daß im afrikanischen Busch der Elefant Baumstämme umschmeißt. Mit Lanzen, Pfeilen, mit Kriegspfadschilderungen und dergleichen billigen Sachen aus der Cooperzeit ist es aber nicht getan. Denn die braunen, schwarzen und gelben Menschen haben Seelen wie ihr, nur noch nicht so nervös und zerrüttet. Die Seelen wurzeln noch, sie sind noch nicht los von der Erde, die Menschen glauben daher noch an eine organische Fruchtbarkeit. Ihr aber müßt sehen, daß die Dinge aus der Maschine fallen, ihr glaubt nur noch an die Präzision des Eisens und Stahls und meint, wenn eine Lochmaschine zwanzigtausend Eisenbahnbillets in der Stunde knipst, dann erst sei der Mensch vorwärts gekommen. Ihr macht Umwege, während die anderen noch immer geradeaus gehen. Aber auch ihr werdet zurückmüssen zum Direkten. Welche Narrheit, erst die Dinge zu komplizieren und dann die „Idee“ der

Kompliziertheit zu suchen, anstatt erst das Einfache zu sehen und dann zu erkennen, daß die Kompliziertheit sozusagen nur eine Darmverschlingung ist. Überall ist Quetzalcóatl. Er ist ein nützlicher Gott, nicht nur ein Gott, der nährt und heilt. In den Pflanzen Mexikos ist noch mancherlei Kraft, die den Menschen als Kleidung, als Beschuhung, als Kopfbedeckung, als Bedachung dienen kann. Mexiko ist ein Faserpflanzenland. Palmfasern, Agavenfasern, Aloenfasern, hundert Fasersorten gibt es in diesem Lande. Aus der Faser der Henequenagave werden Stricke gedreht, Säcke gewebt, aus der Magueyfaser werden Teppiche bereitet, die schönsten Faserhüte sah ich, Faserpantöffelchen, Fasermäntel und Faserhemden. Oft gibt ein Baum kühle Früchte von wunderbarem Duft, und außerdem gibt er Heilsäfte, Bast, Viehfutter, Schatten und Duft.

Die alten Mexikaner kannten nicht das Rind und nicht das Pferd, der Hund war ihr Haus- und Nutztier. Erst die Spanier haben Pferde und Vieh nach Mexiko gebracht. Futter genug gab es und gibt es dort für Millionen von Rindern und Pferden. Jede Art Nutztier kann dort gedeihen und gedeiht dort. Mexiko ist kein Jagdland wie Afrika. Elefanten, große Tiger, die gewaltigen Löwen leben nicht in Mexiko, aber sie könnten auch dort leben wie in Afrika. Hochwild wie in deutschen Wäldern, Büffel, das Riesengetier der

Wüsten und Steppen, das Liliputgewimmel, alles was krauchen, springen, laufen und schleichen kann auf starken Füßen, auf dem Bauch, was in der Luft lebt und in den Wassern, lebt auch in Mexiko oder könnte dort leben. Nicht nur den Samen der Pflanzen trägt Quetzalcóatl in alle Winde Mexikos, seine Kraft ist auch in tausend Tieren, in den Menschen, ja sogar in den Göttern, die noch immer aus der Erde stammen.

Huitzilopochtli

Wie entsteht der Krieg und die Götter des Krieges, die ihn segnen? Die Menschen sind keine kriegerischen Wesen, sie werden zum Kriege gezwungen. Je unfruchtbarer die menschliche Gesellschaft wird, das heißt je mehr Menschen von den Früchten essen, ohne für die Wiedergeburt der verzehrten Früchte zu sorgen, um so enger wird der Fruchtraum in der eigenen Gesellschaft. Dann entstehen die Waffen, die Waffentechnik vervollkommen sie, der Kampf um neuen Fruchtraum beginnt, weil der alte Fruchtraum nicht genügend Früchte mehr trägt, um alle die fruchtlosen Mäuler zu sättigen.

Das ist der Urgrund des Krieges, alles andere ist Heroisierung und Verbrämung. Kriegsgötter sind Symbole, die aus Zwang geschaffen werden, nicht freiwillige Symbole, und so frei die Kriegslust scheint, es ist doch keine Lust wie die Lust tiefster Harmonie, sondern immer eine Lust aus Krampf.

Wir haben kein Recht, Grausamkeiten zu verdammen, die nicht furchtbarer waren, als die Grausamkeiten in unseren eigenen Kriegen. Die

Kriegsgrausamkeiten der Azteken, die Menschenfreßgier ihres Kriegsgottes Huitzilopochtli, die Opferungen der Kriegsgefangenen, selbst der Frauen und Kinder, das ist eine Tragödie, die ihren Grund in der Unterdrückung dieses Stammes hatte, der nicht mehr atmen konnte. Spartanisch werden die Völker, wenn sie sich wehren müssen oder wenn der Angriff für die Abgeschnürten, für die Atembetroffenen, zur Notwendigkeit wird. Wo gibt es Verständigung, wenn Jahrhunderte hindurch Völker niedergepreßt werden, wenn sie keuchen müssen für andere, wenn keine Bitten und kein Darbieten der Wunden des Körpers und der Seele ihnen hilft? Dann entsteht in ihnen Huitzilopochtli, dann wird eine Gottidee, die eine Einigungs-idee sein könnte, eine Friedensidee, zur Kriegs-idee, zu Vernichtungswut, die den mordenden Gott nach oben stößt, so daß die guten Götter nur noch verschollene Embleme, unorganische Schmückungen der grausamen Gottheiten bleiben.

Huitzilopochtli herrschte vom Hochplateau Anáhuac über ganz Mexiko. Er ließ seine Freßgier verbreiten, er war ein wahrer Moloch, der Tribute erpreßte, er wollte Menschenherzen genießen, um sich frisch zu erhalten für die Erfüllung der entsetzlichen Aufgabe, die ihm der Zwang auferlegt hatte. Schließlich waren die Wege, die von oben durchs Land zogen, die Göt-

ter, die weiter unten verehrt wurden, nur Instrumente jenes Zwanges, der aus dem Hunger geboren war. Es entstand ein ganzer Opferkult, der nichts anderes war als ein Stählungskult für den Krieg. Es entstand eine Bangnis vor diesem blutigen Symbol das lebendig und riesenhaft mitten aus dem Reiche ragte. Wie überall, so war es auch hier: Leiber für den Kriegsgott, Priesterschaften für ihn, Legenden und anderes, ein ganzes großes System in dieser Hierarchie, die eine Egelhierarchie war, so daß schon in der Hochzeit des Aztekenreiches Aufbäumungen von unten nicht selten waren. Krieg bedeutet Sklaverei, und von Sklaverei in den eigenen Grenzen und außerhalb des Reiches lebte denn auch Anáhuac.

Als Cortez ins Land kam, brachte er einen anderen Kriegsgott, der Huitzilopochtli besiegte, wie einst Huitzilopochtli die Götter der Vorvölker niedergerungen hatte. Es war ein tragisches Ringen der Waffen, in dem die Primitiveren unterliegen mußten, obwohl sie mehr Fäuste hatten. Die Tempel des aztekischen Kriegsgottes wurden zerstört, das Volk, das einst die Ketten abgeworfen hatte, wurde von neuem gekettet. Da konnte Huitzilopochtli nicht sterben in ihm. Er erhob sich wieder mit anderem Namen, mit anderen Farben und anderer Technik, aber es war derselbe Gott. Das braune Volk, scheinbar von einer lächelnden Duldsamkeit, wurde wieder gezwun-

gen, sich aufzurichten. Es war der fruchtbare Grund des Staates. Der neue Kriegsgott hatte ihm die Äcker genommen, seine Freiheit, seine Gesetze und seine Sitten unterdrückt. Mexiko wurde in den großen Revolutionswirbel hineingerissen, der von der französischen Revolution angeblasen war. Es ist kein Zufall, daß ein Priester die Massen führte, wie einst die Priester des Huitzilopochtli den Kriegsgeist der Azteken entflammt hatten. Aber die Aztekenpriester waren herrschende Priester gewesen, während Hidalgo, der Führer der braunen Freiheitsarmee, im Anfang des 19. Jahrhunderts ein Priester der Geknebelten war.

Alles ist im Grunde geblieben, wie es einst war. Auch zur Zeit des braunen Reiches haben die Menschen in Mexiko sich zerfleischt. Der Bürgerkrieg ist seit Beginn der „neuen Zeit“ nur technisch vervollkommenet worden, doch ist es ein Krieg um den Fruchtraum wie ehemals. Heute wird er mit Maschinengewehren und Kanonen geführt, aber er ist wie damals eine Wirkung des Druckes, der von außen kommt. Als die Spanier Mexiko erobert hatten, schien Huitzilopochtli tot. Aber er nährte sich an der Not der Besiegten, er spartanisierte die ächzenden Braunen bis sie sich stark genug fühlten, gegen den Druck anzurennen. Heute preßt der Druck von allen Seiten. Von den Vereinigten Staaten, von Europa her, auch schon von Asien, und wieder

wird Huitzilopochtli stärker. Er uniformiert seine Krieger mit modernen Waffenkleidern, er gibt ihnen eine andere Technik der Abwehr und des Angriffs, aber er ist der alte Gott geblieben. Er erscheint nunmehr in den Männern hoch zu Pferde, in der blitzenden Nationaltracht, dem Charro, oder in Kleidern, wie sie die Truppen „zivilisierter Länder“ tragen. Und wieder erscheint er aus Zwang, er wird zu einer Idee, der Idee der nationalen Unabhängigkeit Mexikos. Wieder ist er der Gott der Niedergehaltenen, ein kleiner Gott noch, der aber das ganze Volk mit seinem Willen durchdränkt. Wieder frißt er Menschenherzen, wenn auch kein Opferkult wie einst um ihn ist. Die Tempel aller Götter fallen in Mexiko, die Kirche wankt, aber Huitzilopochtli lebt auch, wenn seine Tempel zusammengebrochen sind. Er kleidet sich in die Gewänder neuer Götter, und wenn er sich nicht mehr kleiden kann in sie, so tritt er als Idee in die Arena.

Wo die Götter wohnten

Die Götter der braunen Menschen wohnten überall und noch heute sind sie nicht verschwunden aus Mexiko. Sie wohnten in den Früchten des Feldes und der Gärten, sie wohnten in den Bäumen und Tieren, in den Sternen und Menschen. Lächelnde Blumengottheiten gab es, Erdgötter, Götter des Krieges und des Friedens, des Feuers, der Winde und des Wassers. Es gab Ober- und Untergötter und es gab auch schon eine Göttervereinheitlichung bis zur Gottidee. Diese Götter wohnten in den Häusern der Bauern, in den Palästen der Edlen, der Fürsten und ihrer Familien. Aber sie hatten auch in Mexiko, wie überall in der Welt, ihre eigenen Wohnungen, Pyramiden und Tempel, auf Bergen und in Tälern. Es waren milde und grausame Götter, und je grausamer sie waren, desto gewaltiger waren ihre Häuser. Das war nicht nur in Mexiko so: Der furchtbare Gott wohnt wie der furchtbare König in gewaltigen Palästen, Tempeln oder Pyramiden. Die Pracht oder die Massigkeit soll seine Stärke zeigen, und das ungeheure Menschenwerk zu seinen Ehren soll ihn milde stimmen.

Auf dem Mittelplatz der heutigen Stadt Mexiko stand zur Zeit des Aztekenreiches die Schlangenspyramide. Die Spanier haben sie gestürzt und eine Kathedrale auf der Stelle errichtet. Aber noch kann man Fundamente dieser Pyramide sehen. Es gibt Rekonstruktionen, die eine ganze Tempelstadt zeigen mit der Pyramide im Zentrum, mit vielen Gängen, Mauern, Untertempeln. Oben auf der Schlangenspyramide wurden Menschenopfer dargebracht. Die Priester öffneten mit dem Steinmesser die Brust des Kriegsgefangenen und rissen ihm das Herz heraus, das der Sonne geweiht wurde. Noch gibt es Opfersteine aus jener Zeit mit den Vertiefungen für das Herzblut. Die gefangenen Genossen des Cortez mußten diese Pyramide besteigen, ohne daß die Spanier ihnen helfen konnten. Viele Bücher über diese Tragödie sind geschrieben worden, aber keiner hat den Opfertod in Tenochtitlan so bunt und echt geschildert wie Heinrich Heine. Aus Heines „Vitzliputzli“ steigt die ganze Wunderwelt der Azteken viel klarer, viel farbiger, viel echter und viel hinreißender empor, als aus den meisten der 150 Tausend übrigen Schriften. In diesem Epos ist Heine auch einer der wenigen Gerechten, die Cortez verdammen, und ihn einen Räuber nennen.

Auf dem Haupt trug er den Lorbeer,
Und an seinen Stiefeln glänzten



Der aztekische „Kalender“



Pyramide von Teotihuacán



Kriegertempel in Chichen Itza



Köpfe und Ornamente am Tempel des Quetzalcóatl



Tempel in Mitla



Treppe zum Tempel des Quetzalcóatl

Goldene Sporen — dennoch war er
Nicht ein Held und auch kein Ritter.

Nur ein Räuberhauptmann war er,
Der ins Buch des Ruhmes einscrieb,
Mit der eigenen frechen Faust,
Seinen frechen Namen: Cortez.

Unter des Columbus Namen
Schrieb er ihn, ja dicht darunter,
Und der Schulbub auf der Schulbank
Lernt' auswendig beide Namen.

Nach dem Christoval Columbus
Nennt er jetzt Fernando Cortez
Als den zweiten großen Mann
In dem Pantheon der Neuwelt.

Heldenschicksals letzte Tücke:
Unser Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menschen Angedenken.

Wär's nicht besser, ganz verhallen
Unbekannt, als mit sich schleppen
Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradschaft?

Keiner hat wie Heine die Opferszene gemalt,
und die jammernden Spanier, die dem Tod ihrer
Genossen zusahen.

Auf der Bühne, grellbeleuchtet,
Sahen sie auch ganz genau

Die Gestalten und die Mienen —
Sah'n das Messer, sah'n das Blut —
Und sie nahmen ab die Helme
Von den Häuption, knieten nieder,
Stimmten an den Psalm der Toten,
Und sie sangen: De profundis!

Es war nicht die letzte Rache der Azteken.
Die Schlangenpyramide steht noch immer, wenn
sie auch zerstört ist, und noch immer drohen die
Worte des Gottes:

Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko.

Die Großgötter auf dem Hochplateau hatten
Wohnungen wie Fanale, Wohnungen, die Rie-
senburgen waren, damit ihre Gewalt unten be-
griffen würde. Wohl ist es richtig, daß die Ge-
setze des Himmels, der Sonne, des Mondes, der
Sterne, die ganze kreisende Mathematik über uns
in die Pyramide hineinkonstruiert wurde. Aber
diese Pyramiden wuchsen auch mit der Macht-
vergrößerung der braunen Reiche. Nach einer
bestimmten Zeit wurde um die Sonnenpyramide
von Teotihuacan eine neue Schale gelegt. Es war
sozusagen eine Pyramidenzwiebel, die da ent-
stand nach den Bewegungsgesetzen des Him-

mels. Aber jede Schale bedeutete auch einen Zuwachs an politischer Gewalt.

Diese Sonnenpyramide inmitten einer Götterstadt und doch einsam stehend, ist eins der herrlichsten Bauwerke der Welt. Sie ist heute „restauriert“, aber so, daß ihre Gestalt nicht gelitten hat. Sie ist kompakt, mit einer herrlichen Treppe versehen, oder besser mit einem Treppensystem, das auf der Mexiko-Stadt zugewandten Seite, auf wechselnden Stufen, jetzt als Doppeltreppe, dann als Einweg zur Tempelplatte hinaufführt. Oben wohnte die Gottheit, direkt unter der Sonne dieses wunderbaren Tales, das sich hinausdehnt bis an die blauen Berge. Nicht weit davon, aber kleiner, steht die Schwester der Sonnenpyramide, die Pyramide des Mondes, auch nach der Himmelsgesetzmäßigkeit erbaut, in logischer Verbindung mit der Bruderpyramide. Auf der anderen Seite liegt ein großer Tempelhof von breiten Mauern umgeben, in dessen Mitte auf einer kleineren aber mit prachtvollen Ornamenten und Köpfen geschmückten Pyramide der gute Gott des Windes, Quetzalcóatl, wohnte. Es gibt dort noch viel Häuser aus alter Zeit, die teils freigelegt sind, teils noch unter Sand, Schutt, unter Gras und Steindecken stehen. Arm sind heute die Menschen des Tales von Teotihuacan, aber wie Märchen sind ihre Häuser aus Vulkanstein und ihre Nopalgärten. Der Nopal ist der Nationalbaum Mexikos. Er ist der Baum des

mexikanischen Wappens. Nach der Sage sollten die Azteken dort ihr Reich errichten, wo sie einen Nopal sahen, auf dem ein Adler mit einer Schlange im Schnabel saß. Der Nopal ist ein fruchtbarer Kaktus. Er ist ein Kaktusbaum, viel verzweigt, mit dicken herzförmigen Blättern, auf deren Spitzen die Blüten und die Früchte stehen. Die Nopalfrucht, Tuna, ist eine Volksfrucht, sie ist grün- oder rotsaftig, mit kleinen Stacheln bewehrt, vielkörnig und erfrischend. Im Tale von Teotihuacan gibt es am Fuße der Sonnenpyramide ganze Nopalpflanzungen, und kein schöneres Bild ist denkbar, als das Bild der Pyramide durch einen Nopal gesehen, wenn die Sonne untergeht.

Nur wenige Pyramiden des alten Mexiko sind freigelegt. Überall erzählen die Indios von Tempeln und Pyramiden, von alten Göttersteinen in den Wäldern, so daß die Archäologen noch eine ungeheure Arbeit vor sich haben. Zwei Götterstädte mehr besuchte ich, Mitla, im Staate Oaxaca, und Chichen Itza in Yukatan.

Jeden Monat fast kommt ein „Genie“ nach Mitla oder Yukatan, das Herkunft und Charakter der Tempel, Höfe, Gräber und Pyramiden neu entdeckt, die Indiohieroglyphen auf seine Weise entziffert und dann mit hochgeschwellter Brust nach Nordamerika oder Europa zurückkehrt, um dort nicht den geringsten Eindruck zu machen. Schlimmer aber noch als diese faulen Problema-

tiker sind die Tüftler, die vor jedem Ornament wochenlang knien und dann eine Broschüre oder ein Buch darüber schreiben. Wir wollen uns begnügen, diese Reste alter Kulturen, die unter einer heißen Sonne nicht zerfallen, sondern aus Schutt noch jauchzen, zu bewundern. Diese mit mathematischer Finesse aus rechtwinkligen Steinstäbchen zusammengesetzten Ornamente an den Tempeln in Mitla oder die Monolite, die schmucklos und gedrungen dastehen, herrliche Beispiele eines ausgebildeten Gefühls für Symmetrie. Sie stehen da wie dicke Liebespfeiler oder wie Wächter vor einem Gange, der in eine Schatzkammer ornamenter Schönheit führt. Nicht gewaltig ist die Tempelstadt Mitla, auch nicht lieblich ist sie, sie ist von einer außerordentlich geschmückten Einfachheit. Sie ist so einfach wie die Rede der kleinen Zapotekinnen, die dich singend fragen: „Wie heißt du, Fremder? Woher kommst du?“ Sie sind das lieblichste, was ich in Mexiko gefunden, gehört und gesehen habe. Immer lachen sie, aber sie sind auch verschmitzt, wenn sie dir die Idole aus Ton und Stein, die wunderhübschen Flechtereien und die Erklärungen der alten Künste anbieten. Sie lassen dich nicht, bis du etwas gekauft hast, einen Ornamentscherben, einen ausgegrabenen Topfrest oder eins der Wundergesichter, von denen ich in dem Kapitel „Die Sammiung Bellon“ gesprochen habe. Die Kolonialspanier haben eine Kirche auf dem Funda-

ment eines alten Tempels errichtet, und die Kirchendiener haben lange Zeit in einem klosterartigen Bau gewohnt, um dessen Innenwände noch die schönen Hieroglyphen laufen. Ein sogenanntes Kreuzgrab gibt es dort, ebenfalls prachtvoll ornamentiert, einen Mosaikkorridor und viele Vergangenheiten, die uns sagen, daß hier ein großes Volk gelebt hat. Aber wenn du dann aus der Sonne in ein kleines Gasthaus kommst, das nahe bei den Ruinen liegt, so fühlst du dich entzückt von einer Traulichkeit, die dich mit den schönsten Blumen und Früchten begrüßt. Du sitzt unter dem Dach einer ebenerdigen Galerie, vor dir ein Baum mit der Königszitrone, die so dick fast wie ein Kleinkinderkopf ist. Der Hof ist ganz überschüttet von Blumen. Die Blumen ranken vor dir, sie fallen herunter, so satt sind sie, alles ist ein Farbenrausch sondergleichen. Gegen Abend mußt du zurückfahren, wenn die Berge, hinter denen der Isthmus von Tehuantepec liegt, ganz klar und von einfachster Bläue sind, wenn, nach einem Regen, die Luft in dich eindringt wie ein frischer Trank, und die Indios auf ihren Maultieren und Eseln auf einsamsten Straßen vom Felde heimkehren. Dann möchtest du gar nicht in die Stadt Oaxaca hinein, die dir schon lärmvoll erscheint, obwohl auf ihrem Platz und in ihren Straßen die Menschen so beruhigt gehen wie auf den Wegen draußen. Du verweilst dann einen Augenblick vor einer

Reiterkolonne, die über Felsen klettert, kühn aussieht wie Jugendträume, und in Schluchten verschwindet, so daß die Wirklichkeit gleich zum Märchen wird.

Aber was ist das alles gegen die alte Majastadt Chichen-Itza in Yukatan? Wir waren über den Wellenweg gefahren, den Carillo Puerto, der von Reaktionären ermordete Gouverneur von Yukatan, anlegen ließ, damit die Wundersucher sich nicht mehr wie bisher, von Moskitos und Dornen geplagt, unter der Hitzhaube Yukatans mühselig nach Chichen-Itza durchzurackern brauchen. Alle hundert Meter lag ein Teppich aus gelben und blauen Schmetterlingen auf der Straße, der, wenn wir schnell nahten, eine bunte, eilende, in sich zitternde Wolke wurde. Plötzlich steht eine Pyramide da, wenn der Weg nach einer kurzen Biegung in eine helle Lichtung mündet. Eine Pyramide von solcher Schönheit und Grazie, daß du erschauerst. Kleiner und weniger massig als die Sonnenpyramide von Teotihuacan, aber zierlich kühn und im Vergleich zu jener wie eine Damaszener Klinge gegen ein Hünenschwert. Oben ein Tempel, der an assyrische Tempelgebilde erinnert, das ganze aber von einer Plötzlichkeit, die jedesmal wirkt, wenn du dich nach diesem herrlichen Bauwerk umsiehst. Eine Pyramide mit Priestertreppen, von Ewigkeitskunst und Ewigkeitsgeduld zusammengetragen und geformt, eine imponierende Zier

lichkeit, bei deren Anblick du fragst, wie war so etwas möglich auf dieser platten Erde ohne die Beschwingung durch Berge oder einen kühnen Hochplateauhimmel?

Dann schreitest du zum sogenannten „Krieger-tempel“, den die Expedition, die vom Carnegie-Institut nach Yukatan geschickt wurde, vor kurzem freigelegt hat. Ein weißer Tempel mit viereckigen Säulen, mit mutigen Treppen, mit Löwen, die heute noch brüllen und mit schreitenden Reliefkriegern, Göttern und allerhand Wesen, die lebendig geblieben sind bis auf diesen Tag. Auf Karyatiden ruht im Hauptsaal eine schwere Tischplatte, um die Priester und Krieger gesessen haben mögen. Noch sieht man Reste farbiger Hieroglyphen, und wenn du, auf dem hohen Vorhof stehend, einen Blick zur Seite wirfst, so liegen da die Reste des „Tempels der tausend Säulen“, die inzwischen vielleicht schon aufgerichtet und ergänzt sind. Die Vergangenheit war noch ganz frisch, als ich Chichen-Itza besuchte, soeben war die Erde abgedeckt, und in der Einsamkeit wirkte alles viel beredter als etwa eine Tempelruine oder eine Pyramide inmitten der Stadt.

In diesem Götterort sah ich Unsagbarkeiten über Unsagbarkeiten. Hände, schöner, als wenn sie Praxiteles gemeißelt hätte, Majagesichter im Stein, wie Porträts der lebenden Wächter in dieser Tempelstadt, Löwen und Schlangen in der Höhe und unten, Hallen und Gänge, einen großen

Spielplatz, Lieblichkeiten und Grausigkeiten, die zierlichsten Gewinde und einen Brunnen, in dem zum Tode Verurteilte geendet sein sollen. Das Ganze ist ein Rätsel ohne Beispiel. Vielleicht war hier die Höchstkultur Amerikas.

Noch viel schöne Tempel gibt es in Mexiko, in denen Götter wohnten. Noch viele Pyramiden gibt es, von denen herab Götter herrschten und lehrten. Zwanzig Jahre lehrte von der Pyramide in Cholula auf dem Hochplateau der gute Gott Quetzalcóatl. Die Götter Mexikos wohnten in Höhlen und in Häusern auf den Bergen, aber solch herrliche Tempel wie in Chichen-Itza hatten sie wohl nirgendwo in Mexiko.

Die Jungfrau

Millionen in Mexiko sind immer noch wundergläubig. Sie bitten um Wunder die Jungfrau von Ocotlan, die Jungfrau del Rayo, die Jungfrau von los Remedios, aber die beste, tapferste, die wunderbarste Jungfrau ist die Jungfrau von Guadalupe. Zehntausend Frauen und Mädchen tragen ihren Namen, und der Ort, in dem ihre Kirche steht, heißt ebenfalls Guadalupe. Es ist ein Wallfahrtsort, nahe bei der Hauptstadt Mexiko. Jeden Sonntag wimmelt es dort von braunen ehrfürchtigen Menschen, und niemals sah ich Betende so devot, so inbrünstig auf den Knien, mit den Augen, mit allen Bewegungen, niemals sah ich eine solche Verzücktheit wie in der Kirche von Guadalupe vor dem dunklen Bilde der Jungfrau.

Die Jungfrau von Guadalupe, obwohl sie nach ihrer spanischen Schwester benannt ist, und obwohl der spanische Bischof Zumárraga sie geweiht hat, ist doch keine spanische Jungfrau, sondern eine wundertätige India. Sie ist heute noch die Göttin Tonantzin, die jener Bischof in die Kirche der Katholiken gestellt hat, um so unmerklich Tonantzin mit der Jungfrau zu ver-

schmelzen. Sie ist unsere Mutter, sangen die Braunen und singen sie heute noch, die Göttin der Erde, die in der Wüste die wilden Tiere ernährt, und sie so weiterleben heißt. Sie ist ein Muster der Großmut gegen alles, was Fleisch ist. Die Jungfrau von Guadalupe ist den Indios die Mutter aller Güte, und sie ist so gütig für sie, daß sie nicht nur Kranke heilt, Sterbende erweckt, Trauernde froh macht und Unglückliche erhebt, sie ist auch die Führerin im Kampfe. Sie schwingt das Schwert, sie war in der großen Revolution der braunen Bauern im Jahre 1810 der Schlachtruf und die Anfeuerung, von der alle beseelt wurden.

Sie ist die Göttin der arbeitenden Menschen in Mexiko, die Göttin des Bauern aus den kleinen Dörfern um die Hauptstadt. Für sie ist sie noch immer erdgeboren, obwohl die Legende sie vom Himmel kommen läßt.

Die Legende läßt sie im Jahre 1531 dem armen Bauern Juan Diego aus Cuauhtitlan bei Mexiko Stadt als Wunderbringerin erscheinen. Sie tröstet Juan Diego und gibt ihm das Mittel, ihre Ankunft jenem Bischof glaubhaft zu machen. Als Juan Diego im Fieber zum Bischof lief, um ihm von der Erscheinung der Jungfrau zu sprechen, glaubte ihm der Bischof nicht. Aber die Jungfrau bildete sich selbst ab auf dem Manteltuch Diegos, in das er Rosen gebettet hatte, die sie aus den Steinen blühen ließ. Dieses Bild der Rosenjungfrau wurde in die Kirche gebracht und der 12. De-

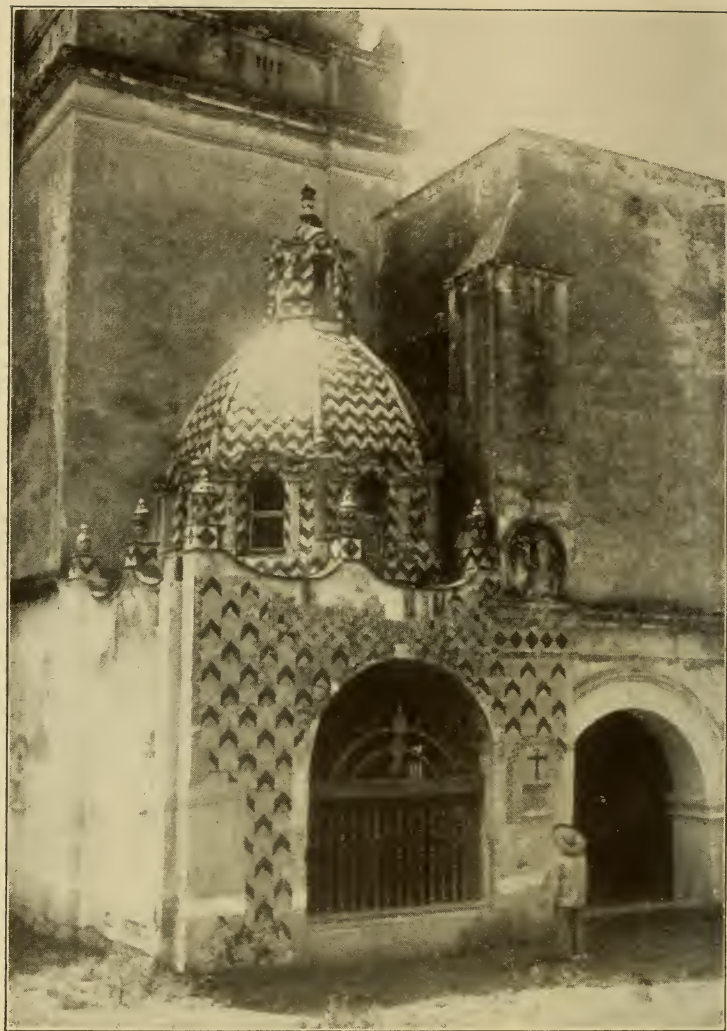
zember, der Tag des Rosen- und Bildwunders, ist nun der größte Feiertag des gläubigen Indio. Er ist nicht mehr ein Nationalfeiertag, denn Kirche und Staat sind getrennt in Mexiko, aber Zehntausende wandern am 12. Dezember nach Guadalupe, um vor dem Bild zu knien. Aber diese Gläubigkeit ist keine Inbrunst, wie etwa die Inbrunst der Lourdespilger oder der Pilger nach Kevelaer. Es ist noch immer eine heidnische Inbrunst, und wenn es morgen sein müßte, würde das braune Heer wieder mit dem Kriegeruf: „Es lebe die Jungfrau von Guadalupe, Tod den Bedrückern“, in den Kampf ziehen.

Die braunen Menschen in Mexiko nennen diese Jungfrau die Virgen India. Sie tanzen vor ihr ihre alten Tänze, sie bringen ihr Opfer, sie umgeben sie mit der alten Glut, für sie ist sie nicht die Mutter Christi, sondern die Schöpferin der Frucht und der Freiheit. Auch die Jungfrau von Guadalupe in Spanien ist eine Art Freiheitsjungfrau. Sie hielt sich verborgen, als die Mauren dort herrschten, sie kam erst wieder hervor, als Spanien frei wurde von den Eroberern. Aber die Mauren waren in Spanien ein Segen, während die Spanier in Mexiko ein Fluch waren. Die spanische Jungfrau von Guadalupe stand auf, um eine neue Bedrückung zu segnen, die Jungfrau von Guadalupe ging immer denen voran, die die wahre Freiheit wollten. Deshalb haben die Spanier in Mexiko ihre eigene Jungfrau, die Jungfrau

von los Remedios. Sie ist viel vornehmer als die Jungfrau von Guadalupe, viel besser gekleidet. Auch sie mußte sich eine Zeit verbergen, wie die Jungfrau von Guadalupe in Spanien, und als ein Indio sie fand, betete er zu ihr als zu der Gottheit des Wassers. Aber die Spanier machten sie zu einer Prozessions-Jungfrau, während die Mexikaner sie „Gachupina“ nannten, was soviel bedeutet, wie die Jungfrau, die die Gehäßten betreut. Es ist eine Wunderjungfrau, aber ganz anderer Art als die Jungfrau von Guadalupe. Sie ist keine Volksjungfrau geworden, wenn auch Tausende sie anflehen. Sie war und ist die Beschützerin der Spanier in Mexiko gegen Seuchen und gegen den Zorn der Jungfrau von Guadalupe. So stehen sich zwei Jungfrauen gegenüber: eine mit dem Schwert der Bedrückten und die andere, kostbar gekleidet, mit dem Schwert der Eroberer. Auch die Jungfrau del Rayo, die in der Stadt Parral wohnt, ist eine Jungfrau der Indios,. Denn ihre Kirche wurde mit dem Golde eines braunen schweigenden Mannes errichtet oder doch vollendet. Es war ein Minenarbeiter, der in jeder Woche an einem bestimmten Tage ein Stück Gold brachte, womit die Bauleute bezahlt wurden. Man ließ ihn zahlen, bis der Bau beendet war. Solange kam er schweigend jede Woche an einem bestimmten Tag. Als der Bau beendet war, rief ihn der spanische Kommandant und forderte ihn auf, das Goldgeheimnis zu lüften. Er weigerte sich



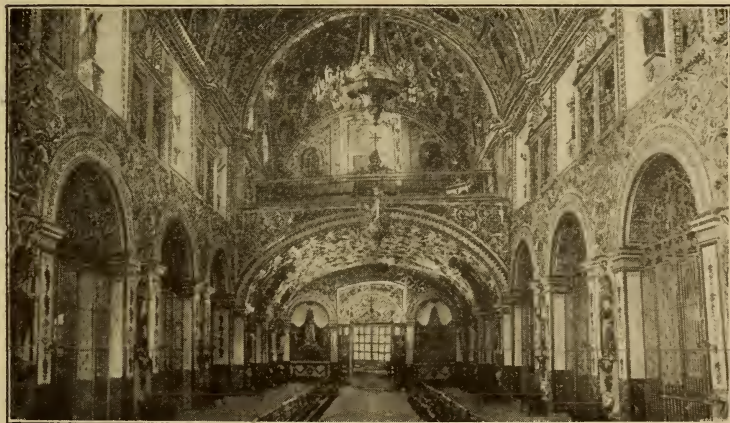
Kathedrale in Guadalajara



Majolika-Kapelle bei Mexiko-Stadt



Kirchendecke in Oaxaca



Inneres der Kirche Santo Domingo in Oaxaca



Überladenes Innere einer katholischen Kirche

und wurde zu Tode gemartert. Aber er sagte nichts. Kein Wort kam über seine Lippen, und keiner weiß bis heute, wo dieser brave Mann das Gold gefunden hat.

Im ersten Jahrhundert der spanischen Herrschaft bauten die Katholiken soviele Kirchen in Mexiko, daß die Ackerarbeit schwer darunter litt. Das heißt, sie bauten die Kirchen nicht selbst, sondern ließen sie von den Indios bauen. Sie machten nur die Pläne, während der Indio die Arbeit tat. Der Indio holte aus den Minen stöhnend das Silber und das Gold für den Kirchenbau, und dann schleppte er noch die Steine, dann mörtelte er noch, ließ sich antreiben und peitschen, mußte froh sein, wenn er Zeit fand, das wenige Maiskorn zu bauen, das er brauchte, um nicht zu sterben. Wo nur eine Bekehrungsmöglichkeit winkte, da wurde eine Kirche errichtet. Es wurden Bilder aus Spanien geschickt, Kronen mit Edelsteinen wurden den Jungfrau-Statuetten aufgesetzt, mit unendlich kostbaren Kleidern wurden die Figuren umhängt. Welche Gestühle sah ich, Holzwände von einer Schnitzpracht sondergleichen, mit Gold oder Rot übermalt, zehntausendfach verschlungen, von einer Unzahl Ornamenten, Engeln, Heiligen übersät. Die große Kirche in Oaxaca ist übervoll von Decken- und Wandpracht. Figuren streben, sich nach oben verkürzend, pfeilerartig zur Decke, Kassettierungen gibt es dort, die selbst im

Dunkeln noch leuchten, Halbedelsteinblöcke, Fußböden mit den seltensten Gestaltungen und die krausesten Schmiedearbeiten. Millionen sind in diese Kirche hineingebaut. Wenn die Lichter in dieser Kirche glühen, meinst du in einem Paradies der Reichen zu sein, so übertoll ist alles. Aber auf dem Dach der Kirche erzählt dir der Führer von Kämpfen und Leiden und zeigt dir einen Turm, in dem ein Held gebangt hat, bis es ihm gelang, die Mauer zu durchbrechen.

Oft kennt man den Namen des Kirchenarchitekten nicht, obwohl die Kühnheit des Baus und die wundervolle Filigranarbeit im Innern nur von einem großen Künstler stammen können. Aber so eindrucksvoll auch der Bau von außen ist, wenn er sich wie eine verfeinerte Verlängerung des Felsens darbietet, das Innere sättigt dich bald. Es wird bald zuckersüß, die Augen tränen dir, du kannst diese Hunderttausendfältigkeit der Schmückungen nicht ertragen. Das geschieht dir beispielsweise beim Besuch der Valenciana Kirche in Guanajuato. Diese Kirche steht über der Valenciana-Mine, die einst die reichste Silbermine der Gegend war. 800 Millionen Pesos soll der Graf von Rul aus dieser Mine gewonnen haben. Einen kleinen Teil dieser ungeheuren Summe hat der Graf zum Bau der Kirche verwendet, die dem heiligen Cajetan geweiht wurde. Der heilige Cajetan war der Begründer des Ordens der Theatiner. Es war das ein Orden der

Adligen, aus dem viele Kirchenherren hervorgingen. Der Graf von Rul hat wohl nicht ohne Absicht dem Gründer dieses Ordens die prachtüberladene Kirche gewidmet. Denn der hohe spanische Klerus hat in Mexiko immer schützend vor den Gold- und Silberminen gestanden. So konnte der Graf von Rul in aller Ruhe die ungeheure Ausbeute machen, von der ich sprach. Von der Plattform dieser Kirche hat man einen ganz herrlichen Blick über die Silberberge von Guanajuato. Wenn du nicht die blutige Geschichte dieses Bergbaus kennst, so dringt kein Ton zu dir nach hier herauf. Es ist dann alles, aus Vergangenheit und Gegenwart, ein einziger wunderbarer Friede, der heiter begrüßt wird von Rosen und Margueriten, die um die Kirche blühen, und von herrlichen Bäumen im Pfarrhof nebenan. Du brauchst aber nur eine schwere Truhe zu betrachten, in die Löcher gehauen sind, um gleich in die Wirklichkeit zurückzufinden. Du weißt dann, welche schwere Kämpfe hier getobt haben, und daß das Silber dieser Minen bis heute glückbringendes Metall nicht gewesen ist.

Unzählbar fast sind die Häuser für Christus, Maria und die Heiligen. Auf tausend Hügeln und Bergen stehen sie, in allen Ebenen, an Waldrändern, an Abgründen; wo sich nur der Klerus festsetzen konnte, hat er Kirchen in Mexiko gebaut, die oft genug umtost waren von der Revolution. Hunderte von Klosterbauten gibt es in Mexiko.

Es sind oft kleine Städte mit vielen Gängen, Plätzen und Kapellen und mit Resten alter Wandgemälde, die schon der Schimmel frißt. Da ist der Konvent Churubusco bei der Stadt Mexiko, der inmitten großer Park-, Gemüse- und Obstanlagen steht. Es ist ein riesiges Gebäude, an dem eine kleine Majolikakapelle klebt. Das Gebäude zieht sich um einen entzückenden Hof, der Orangerhof genannt wird, nach den Apfelsinenbäumen, die in ihm noch immer die saftigsten Früchte tragen. Wenn die Maler fort sind, die Tag für Tag diese Trunkenheit abpinseln, wenn die Galerie um den Hof leer von Menschen ist, dann atmest du hier eine duftende Ruhe ein, wie selten sonst in der Welt. Aber nicht immer war es so still in diesem Hof. Als die Nordamerikaner das Kloster berannten, da war kein Gedanke an Psalmodieren und an Wandeln durch die Klostergänge, das Gebetbuch auf den gefalteten Händen. Noch heute sind Spuren dieses Kampfes zu sehen. Aber am schönsten war der Orangerhof, als ein Indio mit breitem Hut am Eingang stand, und so zwei Welten feierlich sprachen. Der Indio rührte sich nicht, er stand am Eingang zum Orangerhof des Konvents mit derselben herben Duldsamkeit, mit der er die Pein des Spanierdruckes durch Jahrhunderte ertragen hat. Und als ich näher hinsah, da wußte ich, daß die lebendige Ruhe des braunen Menschen stärker ist, als die tote Ruhe des Steins. Ich wußte, daß diese stille Kraft siegen wird, auch über

Festungen, die für Ewigkeiten gefügt scheinen.

Hoch über der Stadt Mexiko steht der Konvent von Desiertos de los Leones. Ein wundervoller Wald umgibt dieses alte Kloster. Das Kloster bröckelt, die Fresken werden blaß oder schmutzig von der Feuchtigkeit, aber der Garten blüht und die Orangenbäume bringen noch immer Frucht hervor, wie Jahrhunderttausende vor dem Bau dieses Klosters. Am Ende des Gartens steht eine kleine Kapelle, die wegen ihrer akustischen Sonderbarkeit berühmt ist. Hier laufen Flüstertöne an der Mauer entlang und bleiben auch dem Fernerstehenden vernehmbar. Dieses Phänomen wurde, ich weiß nicht mehr wozu, von den Menschen benutzt. Heute ist es ein Spiel der Liebenden, sich für einen Augenblick in der Kapelle zu trennen und doch im Geflüster vereint zu bleiben.

Aber sonderbarer als die schimmelnden Fresken in der Kapelle und das Steinwunder sind die Eremitenhäuschen, die in Hochwaldlichtungen, nicht weit vom Kloster, stehen. Alles ist noch erhalten, die kleine Küche, die Steinbank, die Gebetecke, der Ausguck auf dem Dach. Eins dieser Häuschen steht an einer wilden Schlucht, aus der die Tannen ragen, und wenn die Sonne untergeht, ist es wie in einem Schwindschen Märchenbilde. Aber so sanft und lyrisch waren die Dinge hier nicht. Alles hatte seinen kämpferischen Zweck. Es war Ordnung und Zurückgezogenheit, die der Kirchenmacht dienten, die wieder die spanische

Staatsgewalt stützte, damit die Herrschaft über dieses reiche Land nicht ins Wanken kam.

Es gibt eine große Literatur über die Geschichte der Kirche in Mexiko. Priester, Mönche, Freimaurer, Sozialisten, Bauern und Städter haben darüber geschrieben. Es ist eine Geschichte des Kampfes um die Herrschaft über Mexiko, aber nicht minder eine Geschichte des Kampfes innerhalb der Kirche. Wie die heiligen Jungfrauen gegeneinander standen und heute noch streiten, so stritten und streiten die Orden und die „Richtungen“. Heute noch gibt es ein Schisma in Mexiko. In Cholula, bei der altkatholischen Stadt Puebla, stehen die Kirchen zu Dutzenden, die Kuppeln sind zu einem bewegten Meer gedrängt. Es ist, als ob jede Kirche der anderen die Gläubigen weglocken wollte. Von manchem Zwist dieser Art berichtet die Kirchengeschichte Mexikos. Die Jungfrau ist niemals eine wahre Friedensjungfrau in Mexiko gewesen. So voller Wunder sie war und so oft sie heilig gesprochen wurde wegen ihrer Wundergüte, sie konnte dem Lande keine Ruhe bringen. Die Kirche kämpft noch heute in Mexiko. Sie kämpft mit aller Macht gegen den neuen Staat. Aber die Virgen von Guadalupe steht nicht auf Seiten der Kirche, so sehr die Kirche sie geheiligt hat. Sie steht auf Seiten des keuchenden Volkes, mit dem sie in eine freiere Zukunft marschieren will.

Die Arbeit

Noch heute singen die Otomi-Indios in einer alten Hymne:

Wir nur, die wir gelitten haben,
Wir wissen, was Leiden ist,
was Schmerzen sind;
Wir sind Plebejer,
Deshalb beschimpfen und verhöhnen
sie uns.

Wie sollte der braune Bauer nicht wissen, was Schmerzen sind? Schon vor der Spanierzeit wußte er es, denn schon damals war er Sklave. Es ist der Sang der stöhnenden Arbeit, und es ist ein herrlicher Sang, weil er das Mitleiden verherrlicht. Millionen stöhnender Arbeiter sangen im alten Mexiko, denn ohne den Rhythmus, der anspannt und entladet, ist diese Arbeit nicht zu erklären. Die Ägypter hatten den Nil, Wagen und starke Tiere, der Indio hatte nur Kopf, Stirn, Arme, Rücken und Beine. An einer Mauer des Kultusministeriums in Mexiko-Stadt sieht man, wie sie geschleppt haben. Mit

den Farben des Mitleidens und der Verklärung hat mein Freund Jean Charlot Körper, Last und Müheweg des Indio an dieser Mauer geschildert. Ein breites Tragband ging um Stirn und Stein. Die Blöcke beugten den Rücken, aber die Stirn blieb immer noch etwas nach oben gerichtet. Die Sehnen gestrafft, der Körper noch federnd unter dem Druck, die Stirn dem Ziel entgegen, so schleppten sie die Quadern, mit denen die Götterhäuser gebaut wurden. Sie schleppen heute noch so, wenn sie nicht Pferd, Esel oder Maultier haben, die ihnen die Last abnehmen. Eines Morgens traf ich einen still-heiteren Indio, dessen Stirnband vier schwere Tannen hielt, die kaum den Rücken krümmten. Ich fragte ihn: „Woher kommen Sie mit diesen Tannen?“ „Von Toluca, Herr.“ Das ist ein weiter Weg über Berge, oft von Staub verschlagen, aber der Indio hatte ihn, mit vier schweren Tannen auf dem Rücken, besiegt. Zuversichtlich ging er zum Markte. „Wieviel hoffen Sie zu erlösen“, fragte ich weiter. „Vier Pesos für die vier Tannen, Herr, das wäre ein guter Preis.“ Vier Tannen für 4 Pesos schleppte der Indio von Toluca nach Mexiko über die Berge und den breiten Staubweg, die ganze Strecke trippelnd, laufend, nur selten ausruhend, damit er nicht zu spät auf den Markt käme. Und er wußte nicht einmal, ob er auch die Tannen verkaufen würde.

Viele Jahrhunderte hindurch schleppte der

Indio die schwersten Lasten, und niemals wußte er, ob die Arbeit lohnen würde.

Aber Menschen, die derart schleppen, haben einen Arbeitsrhythmus in Seele und Körper. Sie sind nicht lässig, wie die Überhebung behauptet, sie haben Regelmäßigkeit in sich, dulddende Regelmäßigkeit noch, aber doch einen Gleichtakt der Muskeln und des Hirns, langsamer zwar als Maschinenarbeiter, aber nicht weniger präzise als sie.

In der Halle eines großen Hotels sah ich Steinmetzen an Säulen arbeiten und Maler griechische Bänder malen. Ganz regelmäßig, Schlag um Schlag, Strich nach Strich, mit gleichen Intervallen, ohne Pause, stundenlang. So haben die Künstler gearbeitet, die jene Ornamente für die Tempel in Mitla meißelten und die Hieroglyphen mit Erdfarbe an die Wände dieser Tempel malten. Mit dem Obsidianmesser schnitten sie den Stein zu einer Exaktheit, daß du noch heute die Augen anstrengen mußt, um zu erkennen, wo diese griechischen Bänder zusammengesetzt sind. So schliffen sie die Waffen aus Stein, bearbeiteten sie die Bronze, setzten sie die Vogelfedern zu Mänteln zusammen. Es war eine exakte Feinarbeit mit einer Sicherheit des Ausdrucksvermögens, wie sie wenige Völker hatten. Diese Exaktheit und diese Sicherheit sind geblieben, und so können wir heute noch eine lebendige Arbeitstradition bewundern, die noch im-

mer Herrlichkeiten, Feinheiten und Einfachheiten sondergleichen bedeutet.

Eine kleine Stadt bei Guadalajara, der Hauptstadt des Staates Jalisco, heißt San Pedro Tlaquepaque. Du hörst aus diesem Namen das Klatschen der Hände, wenn sie auf den nassen Ton fallen. Es gibt in Mexiko tausend Tlaquepaque mit anderen Namen. In tausend Städten und Dörfern wird getöpfert. In einigen Fällen ist diese Töpferei schon industrialisiert und dann verliert sie von ihrem ursprünglichen Wert. Es entstehen dann Formserien, es entsteht eine Uniformität der Ornamente, es werden Vasen mit Fabrikfarben bemalt und nicht mehr mit Erdfarben wie früher. So ist es schon in Oaxaca, in Puebla und besonders in dem erwähnten Tlaquepaque bei Guadalajara. Aber immer bleiben noch Stücke von wunderbarer Schönheit, gepreßte Flaschen, Krüge, die dünn ansetzen und sich kühn und schnell nach oben erweitern, Teller, die noch nicht für den Handel glatt gedreht sind, sondern herrlich glänzende Unebenheiten haben. Es bleiben noch immer Kunsttöpfer, die mit großer Liebe formen, wie unser Freund Amado Galván in Tonalá bei Guadalajara. Tonalá ist ein wirkliches Indiodorf mit Lehmhäusern, die um einen kleinen Indiomarkt liegen, der noch nicht so sehr von Touristen heimgesucht ist wie die Töpfermärkte in Puebla oder Mexiko. Amado Galván erledigt zwar auch

schon Serienaufträge, aber seine Leidenschaft gilt den Einzelstücken, deren Form er ersinnt und die er zur wirklichen Vollendung bringt. Er bemalt auch selbst die Vasen und Schalen, die Körbe und Dreifüße, und diese Malerei ist noch direkte Indiomalerei, das heißt es ist stilisierte Natur, aber so stilisiert, daß der Charakter der Pflanzen, der Pferde und Kühe, der Vögel und Schmetterlinge durch die Stilisierung verdeutlicht wird. Es ist, wenn ich so sagen darf, eine verfeinerte Höhlenmenschenmalerei oder besser eine zur Malerei verfeinerte Höhlenzeichenkunst. Reiher, Störche, Urwaldtiere erscheinen auf den Vasen, Kinderpferde und Kinderkühe, Ornamente von höchster Präzision, die aus dem Ton geboren und nicht aufgemalt scheinen. Dieser Mann ist ein großer Könnner mit einem seltenen Instinkt für Tönungen und Linienfolge.

Ich sah in Mexiko glasierte Vasen, mit blauem oder grünen Untergrund, mit gestricheltem Fluß oder mit Abströmungen, die ungeführt erstarrten, so daß keine Ornamente, sondern nur farbige Willkürlichkeiten entstanden. Aber was für Farben sind das, was für ein Glanz ist das! Als ob im fließenden Stoff die Kraft zum schönsten Ausdruck ihrer selbst enthalten wäre. So sind oft gerade die „kunstlosen“ Vasen und Teller nicht nur deshalb von Pracht übergossen, weil sie „handgefertigt“ sind, sondern weil der vom Menschen gezügelte Stoff im freien Fließen

sich zu einer Herrlichkeit ohnegleichen gebunden hat. Man hat in Mexiko Töpfereien gefunden, mit Bändern aus Türkisen, mit eingelassenen Jadefiguren, goldenen Glocken an Vogelhälsen, dann wieder Vasen, Teller und Krüge von einfachster Einfachheit, nicht nur aus dem Kunstwillen, sondern aus dem Kunstinstinkt schön geformt. In einigen Gegenden herrscht das Griechenband vor, in anderen das Swastikakreuz. Ein Stamm liebte die Kupferfarbe mit Metallglanz, ein anderer die Goldfarbe. Schwarz und rote Dekorationen, blaue Gründe und Ornamente, grün und braun, rot, weiß und gelb, fast jedes Dorf hat andere Töpferfarben. Hier werden Becher an die Wasserkrüge gehängt, dort wird ein Becher über den Hals der Flasche gestülpt, die einen bauchen unten, die anderen oben. Man findet Flaschen und Krüge mit hundert Bildern und Figuren übermalt oder einfach schwarz glasierte Tiere als Blumenvasen. Zu den schönsten Töpfereien gehören die Talaverastücke und die Majoliken von Puebla. Die Talaverakunst kommt aus Spanien, wo sie in der Nähe der Stadt Toledo, in Talavera de la Reina, entstand. Es ist ein porzellanartiger Stoff, duff überglänzt, mit Bildern und Bändern bemalt, zu hundert Formen gestaltet. Aber sichtbarer als die Talavertöpfereien sind die Majolikakacheln von Puebla. Man nennt sie Azulejos, der blauen Hauptfarbe wegen. Es ist das ein kirchliches Kunst-

handwerk. Überall in Mexiko glühen Majolika-kuppeln. Oft sind die Steine so zusammengesetzt, daß sie eine Figur, einen Namen oder einen Spruch bilden. Es gibt Kacheln in allen Farben, heraldische Kacheln, ganze Wände spanischer Herrenhäuser aus Kacheln, überkachelte Kuppeln, Kacheln mit Vögeln, mit Blumen oder mit Phantasiegestalten.

Ich sprach schon von der Töpferindustrie in einigen Töpferzentren Mexikos. In diesen Orten sieht man Geschmacklosigkeiten, die nur aus der Handelsgier zu erklären sind. Ich meine nicht die karrikaturistischen Töpfereien, die Innenkämpfe Mexikos in Ton und Farbe ausdrücken, besonders den Kampf mit der Kirche, sondern die erotischen Töpfereien, die dem Reisenden in stillen Ecken gezeigt werden und die mehr als häßlich sind. Ein Töpfer in Tlaquepaque sagte mir, daß amerikanische Touristen die Irrungen veranlaßt hätten. Solche Geschmacklosigkeiten haben nichts zu tun mit den erotischen Gebilden aus Ton und Stein, dem Liebes- und Fruchtbarkeitskult der Indios. Diese Gebilde sind Reste alter Kulturen. Im Nationalmuseum in Mexiko-Stadt ist eine Sammlung solcher Erotika zu sehen. Es sind Anbetungen der Mutter-Fruchtbarkeit, der Kraft des Mannes und seiner Lust, sich fortzupflanzen.

In Teotitlan, bei der Stadt Oaxaca, sah ich die Sarapeweberei der Zapotecen. Sarapes sind Tü-

cher, mit denen die Indios sich umhüllen, in denen sie an kalten Tagen fast verschwinden, die oft so lang sind, daß sie vom Kopf bis auf die Erde reichen. Diese Indiotücher sind so charakteristisch für Mexiko, daß Mexiko ohne Sarape nicht mehr Mexiko sein würde.

Aber es war nicht leicht, in die Webstuben und Webhöfe hineinzukommen. Zunächst mußte der Dorfvorsteher um Erlaubnis gefragt werden. Dieser Dorfvorsteher war klein wie Attila und groß wie dieser Staatsmann, den die Vulgärgeschichtsbücher als ein geniales Schwein malen — oder als ein Schlächterbiest, als einen Henkerklumpen, während er in Wirklichkeit ein hochgebildeter Mann war, der keineswegs aus purer Raublust, sondern für eine Idee focht. Er war nicht die wampige Windsbraut mit stinkendem Atem, nicht der kühne Nero des Ostens, sondern immerhin ein Gestalter und ein Zusammenhalter großen Formats. Der kleine Attila in Teotitlan sprach nicht viel. Ich mußte über $\frac{1}{4}$ Stunde sprechen, woher und wohin, weshalb und wozu mußte ich sagen. Jener fragte nur kurz dazwischen, ermunterte mich keineswegs, aber er fragte so klug, mit solcher Zielsicherheit und solcher Zurückhaltung, daß er mir Achtung abzwang. So etwa ist Juarez gewesen, der ja auch aus Oaxaca stammte. Schweigsam, voll Gedanken, geradeweg, nicht lauernd aber zögernd, abwartend, entschlußkräftig, wenn es so weit war,

kein brauner Stein, sondern ein Mensch mit offenen Sinnen, der ganz natürlich die Führung gewann. Ich muß hier sagen, daß bis heute solche Indios die Geschicke Mexikos bestimmt haben, während die Spanier und Mestizen viel flatternder waren. Die Spanier und Mestizen waren und sind geräuschvoll, sie sind blendende Redner, sie donnern tragische Manifeste ins Land, aber sie haben nicht die kühle Klugheit des weisen Indio, der warten kann und der nicht verzweifelt, auch wenn die Dinge verzweifelt aussehen. Dieser kleine Zapotece in Teotitlan, der nur einem Dorf befiehlt, ist ein wirklicher Mann. Er ist nur der Führer von Teotitlan, aber ich glaube, er könnte auch der Führer eines Volkes sein, wenn er die Kenntnisse besäße, die Juarez sich bei Maistorten und Wasser aneignete. Als ich ihn, kurz vor dem Verlassen des Dorfes, nach dem Preis einiger wundervoller Sarapes fragte, blieb er mit einer seltenen Würde bei seinem Minimum, so gern er die Tücher verkauft hätte.

Vor mir hängt ein Prachttuch aus Teotitlan. In der Mitte eine Götterfigur: schwarzes Gesicht mit gelbrotem Mund auf weißen Grund, in den Händen die Zeichen der Gottheit. Die Figur in 12 Farben, blau, hellrot, rostrot, gelb, grün, braun, gelbrot, weiß und noch einige Farben mehr. Auf dem Kopf ein Götterhelm, diese ganze Mannigfaltigkeit höchst organisch zusam-

mengesetzt, von einem tiefen Schwarz umgeben, das wieder umrahmt ist von vielen weißen, blauen, rostroten, gelben, grünen, schwarzen Streifen und Ornamenten, unten und oben besäumt mit Fransen. Das Tuch ist aus Wolle, schwer, aber nicht so schwer, daß es den Körper belastet. Es schützt den Körper, es wärmt ihn, es macht ihn heiter und würdig zugleich. Sie weben Sarapes „nach Angabe“. Jedes Ornament, jedes Bild weben sie auf einfachen Webstühlen mit der Geduld des Indio. Sie spinnen, sie färben selbst, sie sind noch Kunsthandwerker, also Schöpfer und nicht Maschinenleute.

Nicht alle Tücher sind so prächtig. Die alten Teotitlan-Sarapes, groß wie Teppiche, haben etwa eine Sonne in der Mitte, die in einem Kreis von Nebensonnen liegt. Es sind nur wenige Farben: rot, schwarz und weiß, aber die Tücher sind geschlossener, massiger, noch pompöser in ihrer Einfachheit, als jene vielfarbigen Göttersarapes.

Es gibt Teotitlantücher mit heraldischen Löwen darauf, Tücher mit vasenförmigen Gebilden, Hirsche und Vögel an den Seiten, Tücher mit dem Adler Mexikos auf dem Nopalkaktus, umgeben von den Farben des Landes, grau-feine Tücher mit Ornamenten wie gestickt, und weichen Fransen, Tücher mit Jagdszenen, mit Sternen und Griechenbändern. Dann wieder schmale Sarapes, deren schneller Fluß durch Mäanderornamente beschwichtigt wird. Kindertücher,

Schmucktücher für Tische und Stühle, Wände und Fenster.

Der Mann hüllt sich in die Sarape, die Frau in den Rebozo. Der Rebozo ist ein weites Kopftuch, das die India, ähnlich wie die Polin, in Falten flattern, sich schmiegen und spannen läßt.

Oft ist der Rebozo ein Fabrikat, nur gekauft, aber es gibt doch noch viele handgewebte Rebozos. Besonders schön sind die grau-blauen Tücher aus feinsten Wolle, mit vielen Stickereien, oder auch die Purpur-Rebozos, die ich in den Atlantischen Tropen sah.

Sie tragen Hemden mit phantastischen Buntstickereien, sonderbare Tiere und Blumen auf den Hemdkragen, Hemden mit Anhängseln, Gürtel mit Ornamenten, Stickereiplastiken, Jagden, Liebespärchen, Emblemen und Symbolen darauf oder auch mit Tänzern und Tänzerinnen, mit Taschen wie „Pompadours“. Sie fertigen Spitzenlächer und -decken, so fein wie die Spitzentücher von Brüssel und Mecheln, sie behängen Röcke und Blusen mit Perlen und Glöckchen, und wenn sie dann, so gegürtelt, behängt und bestickt um den Rand des breiten Hutes trippeln, wirbeln und rasen, dann ist das ein Bild, das du niemals vergißt.

Das Indiohandwerk hat sich nicht sozusagen „reinrassig“ entwickelt, wie denn überhaupt die Reinrassigkeit oder Edlerassigkeit fast immer unbeweisbar ist. Heutzutage wird mit solchen Un-

beweisbarkeiten ein unerhörter Unfug getrieben, Beweise gibt es nicht und so redet und schreibt einer dem anderen die unbewiesensten Dummheiten nach. Kaum hat man eine „Reinrassigkeit“ entdeckt, so stellt sich heraus, daß irgendein „fremder Einfluß“ das Blut verdünnt oder verdickt, die Haut geklärt oder gedunkelt hat. An den mexikanischen Indios beispielsweise läßt sich jede Rassetheorie beweisen und bekämpfen. Man kann sagen, das Indioblut sei mit Chinesenblut versetzt und das Indiohandwerk, beispielsweise das Lackierhandwerk, sei chinesischen Ursprungs. Die Chinesen sollen einmal, vor ungefähr 1400 Jahren, in Mexiko gewesen sein. Ob sie da waren, weiß ich nicht und die anderen wissen es wahrscheinlich auch nicht. Ebensogut können die Indios von Michoacan, die große und kleine Kürbisschalen, Kürbisflaschen, Kürbisteller bemalen und mit Lack überziehen, diese Kunst aus sich entwickelt haben. Morgen könnte sogar einer behaupten, die Indios von Michoacan hätten die Lackierkunst nach China gebracht und die Chinesen seien eigentlich vermischte Indios.

Ich glaube, in keinem anderen Land wird das Leder mit solch feinen Gefühlen für den Stoff verarbeitet. Sie gerben und masern, sie befransen das Leder derart, daß die Ornamente, Figuren und Fransen, Lederornamente, Lederfiguren und Lederfransen bleiben und nicht stofffremde Schnörkeleien sind, wie die Ledermode-Unmög-

lichkeiten in Europa und den Vereinigten Staaten. Ich sah die festlichsten organischen Sattelzeuge mit Steigschuhen, die an breiten Riemen wie Füße an Beinen saßen. Festliche Sattelzeuge, mit Silber beschlagen, mit Buckeln, mit Blumen, Sonnen, Götterbildern, Tiersattelknöpfen, die aus dem Lederzeug herauswachsen. Der Charro, die Nationalreitertracht aus Leder, ist dann eins mit dem Sattel- und Zaumzeug, und alles: Pferd und Mensch bis zur Hutwölbung ist aus einem Guß. Obwohl die alten Mexikaner das Pferd nicht kannten, scheint der Indio doch seit Jahrtausenden mit ihm geboren und verwachsen. Er ist zwar kein Cowboy, aber er wirft den Lasso mit nicht geringerer Sicherheit. Ich sah Lassowerfer, deren Seile lebten wie schnelle Schlangen. Von vier galoppierenden Pferden holten sie das von mir bezeichnete mit der Sicherheit eines Kunstschützen heraus. Romantische Sattelzeuge und Charros gibt es, dann Kampsattelzeuge und Kampfcharros, dann Sattelzeuge und Charros zum Spazieren auf dem Pferde, zum Werbetänzeln, zum Herdenhüten, feinste Arbeit und Zweckarbeit. Es ist eine Handkunst mit dem Gefühl für Materiallogik in den Fingerspitzen. Bald allerdings wird Mexiko eine moderne Lederindustrie haben, mit den besten Ledermaschinen. Schon gibt es Schuhfabriken, deren Produkte noch nicht so „praktisch“ sind wie die Produkte der nordamerikanischen Schuhin-

dustrie. Aber diese Schuhe und Stiefel sind, wenn ich so sagen darf, die ersten Schritte zu einer großen mexikanischen Schuhfabrikation. In den Staatswerkstätten beispielsweise machen sie Soldatenschuhe und Soldatenstiefel, die schon allerlei aushalten. Ich habe nicht viel übrig für Schuhe und Stiefel. Viel lieber ist mir der Bloßfuß oder der Fuß in Sandalen, also in unserem Falle der Indiofuß. Doch hier soll ja von der Arbeit Mexikos gesprochen werden, und ich muß zeigen, daß sie nicht nur Kunsthandwerker sind, sondern auch Massenproduzierer, wenn es sein muß. Es wird dann eben das Tempo beschleunigt und die Arbeit rationalisiert, wie in den Maschinenländern. Wie lange noch, dann wird es Ackerländer im alten Sinne nicht mehr geben. Aber die Sandalenzeit wird wiederkommen, wenn auch auf andere Art.

Was soll ich noch viel von der Kunsthandfertigkeit der Indios erzählen? Von den schlangenumwundenen Stöcken, den tausend Spielzeugen, den Sachen und Säckelchen aus Palmen- und Agavefasern, den geblühten Möbeln, den kunstreichen Quirlen, den Matten und Teppichen, den Mokasins, den Rund- oder Spitzhüten, den Waffen, den Stulphandschuhen, den geschnitzten Kokosschalen, den ziselierten kleinen Nüssen, bis zur Flohkleidung hinunter. Das Größte und das Kleinste bilden sie mit der Hand, machen sie kühn, lassen sie kühn und lieblich

werden, Blumen aus Vogelfedern, Rosen, Nelken, Floripondien und Tulpen formen sie, Tiere der Erde, der Luft und des Wassers, Bastmäntel wie Glocken, Sterne und Sonnen, Liebe und Haß, die Lebenden und die Toten.

Das meiste ist noch Individualkunst — noch unschematisches Handwerk. Aber davon kann Mexiko nicht leben, es bedarf der Reihenarbeit, der Massenarbeit, der Großkulturen und der Großindustrien.

Das Indiohandwerk hat die spanischen Eroberer und die Kapitalisten in aller Welt nur wenig gereizt. Sie wollten und wollen Dinge, die Macht und Geld bedeuten: Gold, Silber, Zink, Blei, Petroleum, Holz und Massenfrüchte des mexikanischen Ackers. Man weiß nicht, wie groß der Reichtum Mexikos an Weltmetallen und Petroleum ist, aber sicher ist er riesenhaft. Die Spanier hatten es besonders auf die edlen Metalle abgesehen. Mit Gier und Gewalt wurde das Silber aus den Minen geholt, die nicht selten wie Festungen bewehrt waren. Die Geschichte des spanischen Minenbaus in Mexiko ist eine Geschichte der Qualen des braunen mexikanischen Menschen. Peitsche, Kette, Tod und Drohung, keine Brutalität fehlt in dieser Geschichte. Minenarbeit zur Spanierzeit war Sklavenarbeit. Daran änderten auch die Gebete nichts, die über dem Gold und Silber gehalten wurden.

Seit dem Jahre 1519 sind die Mexikaner selbst

nicht Herren ihrer Gold- und Silberminen gewesen. Erst waren es die Spanier, dann europäische und amerikanische Kapitalisten. Heute beginnt Mexiko das Monopol des auswärtigen Kapitals einzuschränken, das mexikanische Volk hat sich zum Herren der Reichtümer des Landes erklärt. Aber diese Erklärung bedeutet noch nicht die wirkliche Herrschaft der Mexikaner über die Schätze des Landes. Doch der Wille ist da und die ersten Schritte sind getan.

Es gibt in Mexiko viele verfallenen Minen. Wege-, Eisenbahn- und Geldmangel hindern die Ausbeutung. Dennoch wird aus der mexikanischen Erde mehr Silber geholt, als aus der Erde irgendeiner anderen Nation. Es gibt große moderne Gold- und Silberminen in Pachuca, Zacatecas, Chihuahua, Guanajuato.

Eine Fahrt bis auf den Grund der Rayasmine, vierhundert Meter hinunter, ist nichts für Herzschwache. Du fährst nicht in einem Förderkorb, sondern auf einem Brett. Du umklammerst mit beiden Händen einen Strick, nachdem du herzklopfend vom Schachtrand auf das Brett mehr gesprungen als gegangen bist. Das Brett schwankt über der ungeheuren Tiefe, und du fühlst alles unter dir wegsinken, als ob du schwebtest. Du fühlst das Seil nicht mehr, und auch nicht das Brett, bis du auf weichen Boden stößt. Der freundliche Begleiter sagte mir vor der Abfahrt: einen größeren Durchmesser hat kein



Töpferei



Indio-Bauernknabe mit Machete, dem indianischen Erntemesser



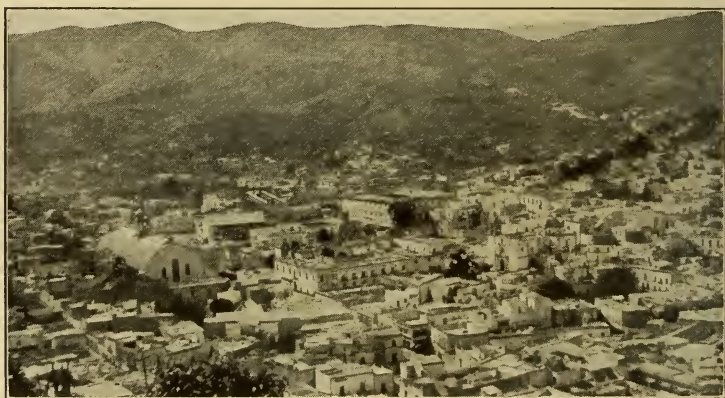
Markt mit landwirtschaftlichen Produkten



Arbeitsrast vor einer Indiohütte



Die Petroleumstadt Tampico



Die Silberminenstadt Guanajuato

Silberschacht der Welt. Er mag recht haben, denn oft, wenn die Dämpfe dünner wurden oder ganz verschwanden, sah ich nichts von der Gegenwölbung. Um so mehr hörte ich. Es quirlte und rieselte, es zischte und stürzte, es war wie in einem Krater mit feuchtem Ausbruch. Unten stampfte die Pumpe, glühten die Lampen über dem nassen Quarz und verloren sich die dicken Gänge ins Schauerliche. Das Gestein mit dem schwarzen Silber lag gehäuft und fertig zur Fahrt nach oben. Aber gleich neben der stampfenden Pumpe und dem Silbergrauen war im Gestein eine Kapelle mit brennenden Kerzen vor dem Bild einer Schutzgöttin. Denn hier, in dieser gierigen Tiefe herrscht die Kirche noch wie einst. Noch immer steht sie schützend vor dem Edelmetall. Die Tausende von kriechenden, hämmernden, sprengenden, vorwärtskeuchenden Menschen mußten oft vor stürzenden Unterweltbergen, vor dem pestigen Atem aus den Schluchten und vor der Peitsche der Antreiber fliehen, während die Göttin hinter den brennenden Kerzen unbewegt blieb. Die angebetete Milde sah auf zerschmetterte Menschen. Und wenn jenes Brett vierhundert Meter in die Tiefe stürzte, so hob die Göttin nicht die Hand, um es aufzufangen.

Als ich aufwärts fuhr, wurde die Brust leichter, und ein heller Sang kam aus der Kehle, der die Dämpfe, das Stürzen der Schachtwässer, die Tiefe und die Höhe besiegte. Ich dachte: so möch-

ten Millionen singen, im Aufsteigen nämlich, denn sie sehnen das Licht herbei. Die Sonne scheint, aber sie bleiben in der Tiefe, wo der Giftatem sie anestet und keine Göttin ihnen hilft.

Wieviel Mühsal, wieviele Millionen Hackenschläge, Durchbrüche, die der Geist vollbringt, Berechnungen, Schütterungen, Drehungen sind notwendig, bis das zu Barren gepreßte Metall verladen wird, um als Münze Unheil anzurichten. Flinten begleiten das Metall, Sucht lauert am Wege. So hell es scheint, dunkel wird das Leben, wo Gold und Silber herrschen.

Aber wie schön ist der blühende Stein, wenn die Amethystkristalle wie lila Märchen blitzen. Es sind bunte Zaubergebilde mit tausend Pfeilern, von entzückender Unregelmäßigkeit und wieder von herrlicher Regelmäßigkeit der eckigen Säulen, Zapfen und Wülste. Der Amethyst mildert das schwarze Silber im Gestein. Wenn die braunen Menschen in den weißen Gruben am Tage gebückt die Hacke schwingen, flimmert wohl ein Strahl über sie, den die gute Sonne aus jenen Kristallen holt.

Wenn ich von den Amethysten spreche, darf ich nicht vergessen, daß Mexiko ein Land der Halbedelsteine ist. In den Sagen der Indios ist auch viel Edelsteinglanz, Glanz von Smaragden besonders. Aber Smaragden werden heute in Mexiko kaum noch gefunden. Dafür gibt es Halbedelsteine aller Arten. Im Nationalmuseum in

Mexiko-Stadt kannst du schwarze Obsidiangöttermasken sehen mit Goldplatten und Türkisen geschmückt. Aber von allen Halbedelsteinen ist der Opal der geheimnisvollste, der reichste an Schattierungen, der farbentiefste. Es ist ein Stein mit tausend Kräften, und es ist keineswegs ein Unglücksstein, sondern ein Stein mit Milde und Herrlichkeit darinnen. Ich erlebte schillernde Feuersbrünste aus diesem Stein, milchige Beruhigungen, massige Bernsteinwirkungen, Brillantstrahlungen. Sie brennen Opale schwarz, so daß wie auf glatter Kohle bunte Glanzstückchen sich bewegen, und es scheint, als ob das geschliffene Dunkel hundert irrisierende Augen hätte.

Von einer Opalindustrie in Mexiko kann man noch nicht sprechen. Das opalhaltige Gestein wird abgesprengt und nur der beste Rohstoff zum Schleifen herausgebrochen. Die Schleifereien sind Handwerksstuben mit einfachstem Gerät. Nur in einer sah ich einen elektrisch betriebenen Schleifstein. Die meisten Minen sind still. Du kannst für wenig Geld Opalhügel kaufen. Export ist unbedeutend, die Handwerker warten auf Touristen. Die Opale werden in Ledersäckchen verkauft, Steine in vielen Größen und Farben.

Während die alten Indios mehr Halbedelsteine aus den Bergen holten, als die Mexikaner von heute, ist es umgekehrt mit einem anderen Mineral, das die Indios zwar kannten, aber nur wenig gebrauchten. Es ist das Petroleum. Die alten In-

dios kannten die Heilkraft des Erdöls, die Mexikaner von heute haben eine andere Kraft des Petroleums kennen gelernt. Diese Kraft des Petroleums ist allerdings keine Heilkraft für Mexiko, wenigstens bis heute nicht. Es ist eine Kraft, die sich gegen Mexiko richtet. Die Leiden Mexikos um das Petroleum waren und sind die Leiden eines Volkes, dessen Reichtümer von anderen begehrt und erobert werden. Erst seit einigen Jahrzehnten kämpft das auswärtige Kapital, besonders das Petroleumkapital der Vereinigten Staaten und Englands — um das Petroleum Mexikos. Aber in dieser kurzen Zeit sind die meisten Bedrängungen und Innenerschütterungen des Landes direkt oder indirekt von der Gier nach dem Petroleum verursacht worden. Petroleum ist ein Zukunftssaft, wichtiger noch als Kohle. Er ist der Saft der großen Krisen. Die kommenden atlantischen und pazifischen Kämpfe werden Kämpfe um das Petroleum sein. Mexiko hat mehr Petroleum noch als die Vereinigten Staaten. Bis heute sind nur wenige Quellen erbohrt im Verhältnis zu dem ungeheuren Gesamtvorkommen. Während auf dem nordamerikanischen Petroleumterrain Bohrturm neben Bohrturm steht, sind die Bohrtürme in Mexiko nur dort zu finden, wo das Öl fast von selbst an den Tag springt. Man brauchte nur irgendeine Stelle anzutasten, und schon kam Öl zutage. Die Industrie ist noch nicht systemisiert, aber sie

wird sich schnell ausdehnen und organisieren, weil der Saft unentbehrlich ist. Doch diese Ausdehnung wird nicht ohne heftige Arbeitskämpfe vor sich gehen, denn der braune Petroleumarbeiter will nicht der Kolonialsklave des nordamerikanischen und englischen Petroleumkapitals sein. Er wehrt sich gegen die Ausbeutung seiner braunen Arbeitskraft. Er organisiert sich dagegen, und die Regierungen Mexikos müssen ihm dabei helfen, da der braune Kampf um Lohn und Arbeitszeit auch der Kampf um die Verfügungsfreiheit Mexikos über das Petroleum ist. Arbeitskampf und nationaler Kampf sind in diesem Falle eins. Die Verfassung Mexikos spricht den Mexikanern die Reichtümer Mexikos zu, und die Arbeiter sind die Erfüller dieses Versprechens. Je systematischer, präziser und qualifizierter die Arbeit in Mexiko wird, um so heftiger wird der Drang der mexikanischen Arbeitskraft nach Unabhängigkeit sein. Das ist ein natürlicher Vorgang, ein organischer Prozeß, dessen Beginn nicht nur in Mexiko sichtbar wird, sondern auch in anderen Ländern Lateinamerikas, in Indien und in China. Dieser Streit um die Unabhängigkeit ist auch ein Rassenkampf. In Tampico, der Ölhauptstadt Mexikos, kannst du den Zusammenstoß der weißen und der braunen Rasse beobachten. Aber es ist kein Blutkampf, wie die Rassenpolitiker behaupten, sondern ein Kampf, ein Aufbäumen gegen die weiße Spekulation. Dieser Kampf hat so-

ziale Weltbedeutung, weil er um ein Produkt geht, das die Welt nicht mehr entbehren kann. Das Petroleum Mexikos ist Explosivstoff. Klein sind die Feuersbrünste, wenn Einzelquellen sich entzünden, gegen die große Feuersbrunst, die aus diesem Saft droht.

Silber, Petroleum, damit ist Mexiko noch kein Industrieland. Auch nicht mit den Eisenwerken im Norden des Landes oder mit den Textilfabriken, den Tabakfabriken und Bierbrauereien. Aber Mexiko will Industrieland werden. Es will eine eigene Industrie haben, d. h. eine Industrie, um die riesigen Bodenschätze zu heben und zu verarbeiten. Ich kenne die Anfänge und die Pläne, und ich weiß, daß Mexiko eine eigene große Industrie haben wird. Ich kenne auch die Schwierigkeiten auf diesem Wege, die politischen Zuckungen, die Ansprüche von außen, die Erziehungsnotwendigkeiten. Aber das sind Probleme zweiten Grades. Die Arbeitskraft ist da, die Rohstoffe sind da, der Wille ist da. Weshalb also soll Mexiko nicht werden können, was andere Länder unter schwierigeren Bedingungen geworden sind? Die Vereinigten Staaten? Auch ihre Krisenstunde kommt, und damit ein freieres Atmen für Latein-Amerika. Der Maschinensaal Vereinigte Staaten arbeitet selbst an der Industrialisierung Mexikos, und es bleibt nur noch das Problem der Verfügungsfreiheit. Ich sage „nur“ noch, weil ich weiß, daß ein übertechnisiertes Land

wie Nordamerika eines Tages paktieren muß, wenn es seine Märkte nicht verlieren will. Die Vereinigten Staaten sind überlasteter als jedes andere Industrieland, gerade weil sie die größten Gläubiger der Welt sind. Ihr Maschinenschema geht auf Massenabsatz sondergleichen. Wie wollen sie diesen Absatz ermöglichen, wenn sie die Massen außerhalb ihrer Grenzen bis zur schwersten Atemnot schwächen? Die Beklemmungen außen werden Beklemmungen innen, wenn die Bedrängten nicht mehr leben können. Mexiko aber braucht eine unabhängige Industrie, weil es seinen großen Acker entwickeln muß. Mexikos Fläche ist viermals so groß wie die Fläche Deutschlands. Diese Riesenfläche soll mit etwa 15 Millionen Arbeitskräften erschlossen werden. Das Land schreitet also nach Maschinen. Aber Mexiko kann nicht ewig die Maschinen von Nordamerika und Europa kaufen, weil mit jeder Maschine neue Last ins Land kommt. Jede Maschine vervielfacht eine bestimmte Produktmenge, aber jede Maschine, die Mexiko im Auslande kauft, erhöht auch den Gelddruck. Mexiko braucht Maschinen und Apparate, die den Acker nicht bedrücken, sondern ihn erweitern und zugleich erleichtern. Deshalb kämpfen alle Agrarländer um ihre Unabhängigkeit. Sie wollen austauschen, aber sie wollen nicht kaufen im vulgären Sinne des Geschäftes. Die Maschinenländer verstehen diesen Kampf nicht, und sie verstehen

auch nicht, daß freie Ackerländer, Ackerländer mit freien Maschinen, „überschüssige“ Menschenkraft aus den Maschinenländern aufnehmen können. Sie verstehen nicht, daß auch sie besser leben werden, wenn sie nicht den Mais, den Zucker, die Früchte der Ackerländer mit kraftsaugenden Zwischengewinnen belasten. Der Friede zwischen Acker und Maschine muß ein internationaler Friede sein; es muß ein Ausgleichsfriede werden. Wir saugen an den Äckern Latein-Amerikas, Chinas, Indiens und Afrika, und dann wundern wir uns, daß die Ackervölker sich erheben gegen uns, und daß sie nicht so zahlungssicher sind wie ein englischer Scheck vor dem Kriege.

Wer durch Mexiko reist, sieht mit Staunen die weithin schlummernde Fruchtbarkeit in den Tälern, den Hochflächen, den Berghängen. Für 200 Millionen Menschen und mehr genügt diese Fruchtbarkeit, und alle hätten noch Licht und Raum. Nur tupfenweise ist der Ackerboden bebaut. Es ist nicht wahr, daß 100 Millionen Hektar nicht bebaubar seien. Sie sind bebaubar. Auch der Sand hat Kraft, wenn die Arbeit sie ihm gibt. Es gibt keinen Sumpf, keine Wüste, kein Steinfeld, das kraftlos bliebe, wenn die Menschen ihm Kraft geben wollten. Aber so schwerer Arbeit bedarf es in Mexiko nicht, um von den fruchttragenden Tupfen aus den fruchtbringenden Acker ins Riesenhafte zu dehnen.

Was aus diesem Boden zu holen ist, das zeigen

die Früchte auf den Feldern. Zuckerrohrpflanzungen, groß wie Provinzen, Maisteppiche, daß dein Auge nicht ans andere Ende reicht, Bohnen, Erbsen, Rüben, alle Früchte Europas, Asiens, Amerikas und Afrikas. Der Weizen, der Reis, selbst Roggen und Hafer, der Pfeffer und die Milde auf dem Felde, der Tabak und die Pflanzenfaser, Gewürze, tausend Früchte aller Zonen, Blumen und Baumwolle, Zierpflanzen und Nutzhölzer, unendlich sind die Frucht- und Nutzmöglichkeiten in Mexiko.

Ein guter Arbeiter ist der mexikanische Bauer. Ich beobachtete den Indio bei der Zuckerarbeit, beim Reisschnitt, im Maisfeld, bei der Weizenernte, beim Trocknen der Kakaobohnen, beim Pflücken der Bananen, der Kokosnüsse, beim Ziehen des Sisalhanfs, in den Frucht- und Blumengärten, bei der Bewässerung der Felder. Aus tausend Jahren hat er seine Fruchterfahrungen, und man muß ihm Land, Maschinen und Freiheit geben, damit der mexikanische Acker einer der reichsten auf Erden werde. Man muß ihn nur belehren, damit er das Neue nutzen kann, ohne das Alte zu lassen. Nicht tot ist der braune Mensch, auch nicht eingedickt ist sein Blut, nur sein Arbeitsatem ist beengt. Sieben große Dörfer am Fluß Grijalva im Staate Tabasco leben nur vom Baumfällen, Baumsäubern und Abflößen der Stämme. Diese sieben Dörfer erhalten jährlich sechzig bis siebzigtausend Pesos

für die schwere Arbeit. Sonst haben sie nichts das ganze Jahr hindurch. Vielleicht zweitausend braune Menschen müssen das ganze Jahr von dieser Kargheit leben. Es ist schwerste Arbeit, gefährlich, die Wege sind schlecht, die Hitze ist oft so groß, daß sie Bäche aus dem Körper jagt. Wie sollen sieben große Dörfer bei schwerster Arbeit sich entwickeln, wenn man ihnen nicht mehr als diesen Bettel gibt, wenn man sie schleppen läßt, wie die Azteken schleppten, und wenn oft nicht einmal jene kärglichste Summe zu gewinnen ist, weil eine Krise den Fluß verstopft, auf dem sonst die Flöße dem Markte zuschwimmen. Ernten faulen auf Bäumen und Halmen, weil keiner da ist, der sie abnimmt, strotzende Fruchtbarkeit verkommt heute und erneuert sich morgen zwecklos. Wie wird dieses Land aussehen, wenn seine Arbeitskraft wirken kann, wie sie will und muß. Es wird ein Paradies sein, ein Fruchtgarten für uns alle. Schwanger von Fruchtmöglichkeiten ist Mexiko. Weshalb soll es nicht unendliche Frucht gebären?

Der Tanz

Der Patzcuaro-See ist ein Edelstein im Staate Michoacan. Von sanften Bergen umgeben, stillgrün bis Mittag, aufgewühlt am Nachmittag, dunkelgrün und wild gegen Abend ist dieses Wasser. Auf dem See und um ihn herrscht der Rhythmus, der Rhythmus des Gleitens, des Schreitens, des Wirbelns, des Ernstes, der Fröhlichkeit, der Wut und der Liebe. Alles scheint rhythmisch hier, auf dem See und um ihn. Alles scheint Tanz, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Es tanzen die alten Götterfiguren, es tanzt das Volk, und in aller Zukunft kann man es nicht anders denken als im Tanze.

Über den stillen See gleiten kleine Schlangen. Sie tänzeln mit dem Körper, die Zunge tänzelt, die Augen tänzeln, das Licht auf der Haut tänzelt. Lautlos tänzeln sie so auf dem Patzcuaro-See, oft das Körperchen lang hingestreckt, ein wenig nur unter der Oberfläche, meistens aber Hals und Kopf aufgerichtet mit dem schönen Schwung eines Seepferdchens.

Gegen den Abend rudert ein brauner Mann mit breitem Hut den Einbaum. Es ist ein seltener

Abend, denn der See ist still geblieben. Fast schwarz und wie ausgeschnitten ist das fahrende Bild. Ganz gleichmäßig rudert der Mann, der Rhythmus schweigt und klingt doch aus dem schwarzen, fahrenden Bilde, aus dem See und aus dem Himmel. Blut des Mannes, Ruder und Wasser sind eins. So wird das Bild kleiner, versinkt, und es bleibt nur der Rhythmus der feinen Wellen, die gegen das Ufer kräuseln.

Als am Morgen die Sonne wie eine Tuba tönt, als alles Licht über diesen See jauchzt, da fahren wie auf Triremen, wie auf Schnabelschiffen mit steil erhöhtem Bug, Indios zum Markte. Fünf Doppelruder, sich von der Bughöhe bis fast zur Mitte verkürzend, tauchen mit raschem Rhythmus in den See. Das Boot schießt, fünf breite Hüte nicken auf und ab mit den Ruderschlägen, fünf braune Gesichter neigen sich und heben sich dem hellgrünen Wasser und dem weißblauen Himmel zu.

Hundert Meter vom Ufer ziehen vier braune Fischer aus dem hier blauen Wasser das gelbe Netz ins Boot. Wie nach dem Takt erscheint Stück nach Stück. Dann wird der Netzgrund ins Boot geschwungen. Einen Augenblick schimmert das wimmelnde Silber, dann bücken sich die braunen Männer mit den breiten Hüten über den geborgenen Fang. Und wieder klingt es zusammen, der Rhythmus der Luft und der Körper, des Wassers, des Netzes, der Arme, der Köpfe und Hüte.

Im Patzcuaro-See liegen Inseln, auf denen getanzt wird, wenn die Sonne untergeht. Es sind Inseln wie aus der Odyssee, kleine Königreiche, fast abgeschieden von der Uferwelt. Nur einmal in der Woche fahren die Fischer zum Markte. Selten kommt ein Europäer in diese kleinen Königreiche. Sie sehen den weißen Mann nicht gern, weil sie nicht viel Gutes von ihm erfahren haben. Sie sind von einer skeptischen Undurchdringlichkeit, und man muß schon ein Herz mitbringen, um sie zu gewinnen. Dann aber bieten sie mit der unendlichen Feinheit des freundlichen Indio alles dar, was sie an Gaben der Hand und des Herzens besitzen. Dann tanzen sie auch vor dir, während Emigdio Lopez, der Indiokomponist, die Geige spielt und seine kleine Kapelle dirigiert. Emigdio Lopez ist kein Akademiker, er hat nichts „gelernt“, er ist nur ein Quell, eine klingende Kraft, ein Melodienfluß wie Mozart. Er ist ein Tarasko-Indio, ein schöner junger Mensch mit großen Einsamkeitsaugen, obwohl ihn die Welt ruft. Er möchte gern seine Kunst auch draußen zeigen. Ruft ihn nach Europa, aber verderbt ihn nicht!

Emigdio Lopez also spielt zum Tanz auf. Nur Männer tanzen hier. Es ist ein erzählender Tanz, ein epischer Tanz, Vergangenheit wird lebendig gemacht mit den Beinen und den wiegenden Oberkörpern. Mit kleinen Schritten drehen sie sich, die Hände auf den Hüften, suchen sie sich,

tänzen sie vorwärts und rückwärts, die Beine etwas steif, aber doch biegsam. Es ist auf einem entzückenden Platz, umgeben von saubereren Häusern. Auf Veranden, Bordsteinen, Baumstämmen, auf der Erde steht und sitzt das ganze Dorf. An einer Seite sind die Schulkinder ausgerichtet, und die Lehrerin, die Maestra, gibt das Zeichen, wenn sie klatschen sollen. In allen Gesichtern ist gute Fröhlichkeit. Glückliche noch scheint diese Insel, oder scheint sie nur glücklich? Ich sah dort Ferkelchen mit ihrer Mutter spielen wie in einem Kindermärchen, fast unwirkliche Durchblicke auf den See gibt es, Gärten wie von Hans Thoma und Kakteen, die hier wie hingezaubert wirken.

Der braune Dorfchef, von seiner schönsten Zazape umhüllt, den breiten Hut in der Hand, geleitet mich ans Kanu. Abschiedsumarmung, Segenssprüche, und das Boot fuhr mich nach Santa Fé de la Laguna, einem Dorf am Ufer des Sees. Hier lebte Vasco de Quiroga, der Heiland der Indios. Er war Bischof von Michoacan und Gründer der berühmten Hospitäler, in denen die Indios Gäste und Brüder und nicht Sklaven waren. Ich sah das stille Haus dieses großen Menschenfreundes, aus seinen gemalten Augen in der kleinen Kirche sah ich echte Freundschaft auf den braunen Mann strömen, und mit Freuden hörte ich von dem Wunsche der Indios, dem weißen Freunde ein Denkmal zu setzen. Obwohl



Masken zum „Tanz der Alten“



Tanzkapelle am Patzcuarosee



Tanz der Tarasco-Indios



Aufstellung zum Nationaltanz

Santa Fé de la Laguna keine Insel im See ist, ist es doch noch abseitiger, noch verwunschener als die kleine Insel, von der ich sprach.

Sie tanzten auf dem großen Platz. An dem Brunnen inmitten des Platzes standen Frauen mit Wasserkrügen auf dem Kopf oder im Arme wie vor fünftausend Jahren. Wie auf jener kleinen Insel, tanzten auch hier nur Männer. Junge Männer mit Greisenmasken, flachsteifen Hüten und gemacht steifen Beinen. Es war ein maskierter Knochentanz, eine künstliche tänzelnde Greisenhaftigkeit. Die Tänzer spielten dazu auf kleinen Guitarren, das Publikum beobachtete froh und kritisch jede Bewegung der fünf jungen Greise, die stöckernen Figuren tänzelten, geführt von dem Jüngsten mit der greisigsten Maske.

Es gibt religiöse Massentänze mit alten Totenmasken vor dem Zentralheiligtum der Jungfrau Maria in Guadalupe in Mexiko. Am hohen Fest der Jungfrau, am 12. Dezember, tanzen hier Hunderte unermüdlich tagelang. Es werden Legenden getanzt in dem heiligen Bergdorf Chalmas, dessen Kloster wie eine Gralsburg ist. Sie tanzen hier heilige Fragen und Antworten, Wunder und Ermahnungen. Ich sah in Milpa Alta, dem äußersten Dorf des Staates Mexiko, zweitausendsiebenhundert Meter hoch, geschichtliche Tänze aus dem Spaniermittelalter. Es sind Streittänze, die Nationalfahne tanzt drohend gegen das Kreuz, der spanische Degen wird gegen den Mauren-

säbel getanzt. Das Kreuz siegt, aber das Herz der Zuschauer schlägt mit den Mauren, denn das Schicksal der Mauren in Spanien ist dem Schicksal der Indios in Mexiko verwandt.

Sie tanzen mit hohen weißen Kopfkrausen, mit Halskrausen wie aus Bildern von van Dyk, sie tanzen Feste und Traurigkeiten, den Frieden und den Krieg. Die Yakis, die kriegerischsten Indios Mexikos, tanzen um dampfende Kessel, Hirschgeweihe auf den Köpfen, den Kampf in den Bergen. Jägertänze gibt es, von nackten Tarahumare-Indios getanzt, Muttergottestänze, Tänze für die Heiligen, nationale Freiheitstänze und Tänze der sozialen Revolution. Vom Hieroglyphentanz bis zum Foxtrott tanzen sie alles. Auf einer Tellplatte, hoch über dem Patzcuaro-See, tanzen sie am Sonntagnachmittag nach der Melodie: „O Katharina...“ Die Reste des alten Kaiserreiches Tzin-Tzun-Tzan blicken vom andern Ufer auf die Tanzenden, deren Bewegungen noch nichts verloren haben von der graziösen Feierlichkeit jener alten Zeiten.

Der Tod in Mexiko

I

Wie der Indio stirbt

In der Kapelle auf dem Glockenhügel bei Querétaro sagt dir der Wächter: das war der letzte Blick Maximilians. Der letzte Blick Maximilians von Österreich, Kaisers von Mexiko, ging vom Glockenhügel auf eine Stadtlieblichkeit und eine wellige Weite unter der guten mexikanischen Sonne. Wenn nämlich Maximilian eine Sekunde vor seinem Tode noch klare Augen hatte. Maximilian war ein Europäer, und Europäer sterben anders als Mexikaner. Europäer mögen kurz vor dem Tode von der Seligkeit des Sterbens, der Größe des Vaterlandes, von ihrer Liebe zu Gott oder zu einer Idee sprechen, sie sterben doch anders als Mexikaner sterben. Denn der Europäer muß das Zittern überwinden, er muß die Angst übertönen, der Mexikaner hat keine Angst vor dem Tode. Ich meine nicht den Mestizen, der Halb-Europäer ist, sondern den Indio, den Altmexikaner, der heute noch stirbt, wie er in seiner spartanischen Zeit gestorben ist.

Es gibt viele Legenden vom Sterben in Mexiko, Legenden von sterbenden Göttern und Menschen, die Legende von einem Daniel, der wilde Tiere bezwang, weil er den Tod nicht fürchtete. Eine der schönsten Legenden erzählt von der Wanderung des heiteren Fruchtgottes Quetzalcóatl zum Tode hin. Quetzalcóatl starb im Aufstieg, seine Leiche wurde auf dem Pic von Orizaba verbrannt, so nahe schon war er dem Himmel gekommen. Als der milde Gott von einem mächtigen Gegner vertrieben war, begab er sich auf den Weg zum Tode. Aber es war kein Zitterweg, kein Schlotterweg, wie unser Weg, wenn wir wissen, daß es unser Weg zum Tode ist. Es war der Weg eines Weisen. Der weise Gott beeilte sich nicht, ja er dachte nicht einmal an den Tod, er ließ den Tod warten, er bestimmte die Todesstunde und legte sie so weit hinaus, daß er noch den Lebenden dienen konnte. Zu diesem Zweck rastete er auf der Pyramide von Cholula, die nicht weit ab von dem weißen Todesgipfel steht. Von dieser Pyramide verkündete er Weisheit, stieg er mit seinen Geboten unter die braunen Brüder, wie von einem anderen Sinai. Auch Moses hatte den Gott in sich befragt, er hatte also sich selbst gefragt, sein Herz und den Verstand des großen Staatsmannes. Mit der Antwort stieg er vom Sinai herab wie Quetzalcóatl von der Cholula-Pyramide. Zwanzig Jahre lang bedachte sich der große Weise auf dieser Pyramide, zwan-

zig Jahre lang ging er unter die braunen Brüder, und als er glauben konnte, sie wären nun belehrt, setzte er den Weg zum Tode fort. Nicht hastig, sondern mit Rückblicken auf das Werk, ob es auch gut geraten war. Schließlich starb er, wie die Weisheit sterben soll, er starb als Feuer, breitlodernd, nach allen Seiten, eine Flamme, die gar nicht so heftig nach oben strebte, die bis zum letzten Augenblick nach allen Seiten leuchten und wärmen wollte. So starb er auf dem weißen Höhengrunde unter dem blauen Himmel, eine breite Flamme, die noch im Verlöschen das Land, die Herzen der braunen Brüder wärmte. Dann erst wurde er der Gott Quetzalcóatl, nach dem viele Jahrhunderte die braunen Menschen sich sehnten. Er wurde nunmehr im Gedächtnis der braunen Menschen ein weißer Gott, ein Gott der Güte, er wurde der Friedensgott, der Gott des verlorenen Paradieses, der das Paradies neu errichten würde, wenn er heimkehrte.

Die Todesflamme des Quetzalcóatl ist noch nicht gestorben in Mexiko. Sie ist die Flamme des Lebens auch im Sterben. Der braune Mensch stirbt nicht, er vergeht nicht, er geht vielmehr weiter, er entfernt sich also nur, aber er bleibt. Daher fürchtet er den Tod nicht, sein Lebensweg ist ein Weg durch den Tod, nicht zu einem farblosen ewigen Leben, der Tod ist nur die Flamme, die das Leben fester und sichtbarer macht. Der Tod ist schön und begehrenswert,

und er selbst kommt auch nicht wie ein Mörder des Lebens mit der Sense oder wie ein Bedroher mit dem Stundenglas. Der Tod kommt fröhlich, ein lebendiger Tod, er reicht dem braunen Menschen die Hand, er zerrt ihn nicht, er greift ihm nicht ins Genick, er strömt nicht Eis auf den Bruder, von seiner Eisigkeit lodert weise das Feuer, die Urkraft des Lebens, von den Indios wie von vielen Völkern als eine Schöpfungskraft verehrt. Die Flamme verzehrt nicht, die Flamme wärmt, das rote Blut wird brennendes Gold, der Tod ist Schöpfung.

Leonidas ist ein europäisches Sterbebeispiel. Die Stoiker philosophierten über den Tod. Der Mensch ist eine Verbindungsröhre von einer Unbewußtheit zur andern, sagt Tolstoi; da er das Leben nicht fürchtet, bevor er lebt, braucht er auch den Tod nicht zu fürchten. Die Indios kennen keinen Schmerzlinderungs-Spartanismus mit begründeter Todesverachtung. Sie sterben einfach, und auch ihre Todesgötter aus Stein sind noch mit Türkisen und Blumen geschmückt.

Ich besuchte zum zweiten Male den Friedhof von Guanajuato. Das ist kein deutscher Friedhof mit Schwermut darüber, mit Tränenströmen und: „Ach, wenn du noch lebest ...“ Der Friedhof von Guanajuato, ohne Feierlichkeit „Pantheon“ genannt, liegt heiter da, über der Stadt, von Columbarium-Mauern aus grün gefasertem Stein umgeben. Aus den Bergen gegen-



*Kapelle auf dem Glockenhügel
auf dem Maximilian von Österreich erschossen wurde*



Straße in Queretaro, wo Maximilian erschossen wurde



Mumien in den Katakomben von Guanajuato

über wird Silber geholt, und alles, Berge, Schachtelstädtchen, Kakteen und Friedhof, ist voll Sonne.

Unter den Gräbern ist eine Galerie mit Mumien an beiden Seiten und am Kopfe, am andern düsteren Ende steht ein Berg mathematisch geschichteter Schädel und Knochen, aber ohne Nummern und ohne Namen. Von ihnen kann der Wächter nichts erzählen. Um so mehr schwatzt er von seinen Mumien: „Streicheln Sie das Haar dieses Fräuleins, Herr! Ich kannte sie, eins der nettesten Mädels von Guanajuato. Jetzt natürlich kein Vergleich, aber damals, zum Schlecken. — Diese da, Herr, haben wir scheintot begraben. Sie hat die Schnur um die Hände zerrissen. Noch sehen Sie den Krampf.“ (Es ist nicht wahr, den Scheintod hat noch niemand konstatiert. Diese Fabel spukt als Grauen durch Millionen Hirne. Leichenverbrennung, Pieken mit der Nadel, Elektrisieren und noch mehr Mumpitz wird damit motiviert. Ich will, daß sie meinen Kadaver verbrennen, damit er nicht die Luft verpestet. Auch ist es mir peinlich, nachdem schon im Leben Würmer und anderes Geziefer an mir gefressen, auch noch Leichenschmäuse abzugeben. Aber scheintot werde ich nicht daliegen, sondern mausetot. Laßt nur das Pieken, ich komme nicht wieder. Fällt mir gar nicht ein!) „Diesem hier“, fuhr der Wächter fort, „haben sie eins über den Schädel gelangt. Dieser“, meinte er gar nicht hamletisch,

„war ein toller Bruder. Wie niedlich,“ rief er zarten Sinnes, „wie süß ist das Mumichen hier, war kaum geboren. Aber dieser war Oberst, ein wichtiger Mann“. Die Oberstmumie schritt noch immer rasselnd daher, mit zwei Gefährten beherrschte sie vom Kopf der Galerie die siebenundsechzig Zivilisten. Sie hatte sich einen angesäuselt, und wie im Leben, wenn eine Oberstmumie sich einen angesäuselt hat, waren alle anderen still.

Als ich ans gute Licht von Guanajuato gestiegen war, rief der Wächter: „Kommen Sie Herr, ich habe hier reizende Köpfe!“ Er hatte in der Friedhofskapelle einen Handel mit Mumienköpfen etabliert, die er anpries wie Zuckerguß, geeiste Nopalfrüchte oder Palmfasermatten. Begeisterung strömte er auf einem Schmalkopf mit Spitzbart, den er einen „geistreichen“ Kopf nannte. Ich verzichtete und ging auf den Terrassenweg vor dem Friedhof, als die Sonne wie ein Scheinwerfer die Valencianakirche beleuchtete. Später erzählte mir ein Anekdotenschäcker:

„Eines Tages kam Mister Green aus New York nach Guanajuato. Er besuchte auch den Friedhof und besichtigte im Gang unter der Erde die Mumien, hörte die Verzückungen des Wächters und sah die Kollektion in der Kapelle. ‚Was kostet dieser Kopf?‘ fragte Green. ‚10 Pesos, Herr.‘ — ‚Ich gebe nur 5.‘ ‚Unter 10 Pesos unmöglich

Herr.' — ‚Weshalb?‘ ‚Es ist der Kopf des Juarez.' — ‚Also gebe ich dir 10 Pesos.' — In New York war der Kopf eine Sensation. Natürlich! Wer hörte nicht von Juarez! Mister Black fuhr ebenfalls nach Guanajuato. ‚Was kostet dieser Kopf da?' — ‚10 Pesos.' — ‚Mehr als 5 gebe ich dir nicht.' — ‚Dann kann ich Ihnen den Kopf nicht verkaufen.' — ‚Ist der Kopf denn was Besonders?' — ‚Natürlich, es ist der Kopf des Juarez.' ‚Das kannst du einem Engländer vormachen. Den Kopf des Juarez hat mein Freund Green und zwar von dir.' — ‚Ja ja, das ist so, Herr. Aber Herr Green hat nur den Kopf des alten Juarez, dieser aber hier, das ist der Kopf des jungen Juarez, der nicht weniger gilt.'“

So scherzen sie mit dem Tode. Du findest den Trauerkondukt als Spielzeug, das tanzende Skelett, aber nicht grausig tanzend, kein Amadeus Hoffmann-Tanz, sondern nur ein tanzendes Skelett.

Du sagst nicht beim Gang durch die Sargstraße in Mexiko-Stadt: in solch einem werde ich liegen, einmal wird es zu Ende sein, dann werden sie mich dahintragen, o weh, wie werden sie schluchzen: „der gute Kerl, was machen wir nun ohne ihn, er war doch usw.“ Auch in Mexiko klagen sie um die Toten. „Ay, ay, ay“, jammern die Frauen. Aber sie begraben dich nicht. In Deutschland wirst du begraben.

Bei uns wirbelt der Tod das Leben, wie in

Mexiko das Leben den Tod. Zwei Gerippe hängen an Strippen, sausen schaukelnd um einen bunten Karussellbaum, von einer Kinderhand gejagt. Lebendig wird der Tod gemacht. gefeiert wird er, er klettert, ißt, liebt, er nährt und erheitert. Sie sprechen viel vom Tod, aber sie erzählen von ihm, das heißt sie erblassen nicht, sie schütteln sich nicht, sie erzählen einfach. Du hörst alle Augenblicke: Matar, maló, malaré; töten, er tötele, ich werde töten, nämlich diesen Herzenskonkurrenten oder diesen Ehrbesudler. Eine heiße Welle kommt ihnen hoch, doch ist es pure Wut oder purer Schmerz, nicht Grauen vor dem Tod der Anderen. Sie fürchten auch den Tod des Anderen nicht. Oft, wenn wir sagen: „er wurde ermordet“, oder „er starb den Heldentod“, sagen sie einfach: „er starb.“ Eine Sintflut stürzt über die kleine Stadt am Fluß. „Es starben tausend“ und nicht: „tausend kamen um“. Der Mörder wird Mörder „asesino“ genannt, aber sie empfinden nicht den Mord als grausig unmöglichen Lebensraub. Sie kennen nicht das Schinderhannesmesser und nicht die volkssentimentale Moritat. Mexiko ist ein weiter Friedhof. Millionen und Millionen starben in Mexiko am Schwert aus Obsidian, an der Sklavenpeitsche, an Intrigen, Steigegelüsten, an Blindheit und Gier, aber die Geschichte zeigt ihr Sterben so, daß sie nicht leiden, sondern kämpfen, daß sie nicht sinken und nicht

fallen, daß sie wie Rauch zergehen und nicht brüllen wie Gebratene, so sehr auch der Scheiterhaufen in Mexiko gewütel hat.

Fast alle Mexikanisten, die schreibenden Priester, Naturforscher und Politiker, ringen die Hände vor der Schlangenpyramide, auf der Menschen dem Kriegsgott geopfert wurden. Der Opferpriester schnitt mit dem Obsidianmesser die Brust auf, riß das Herz aus der Brust und weihte das Herz der Sonne, während das Blut in die Höhlung des Opfersteines schoß. Furchtbar für uns, doch das braune Opfer war kein Schlachtopfer, kein Opfer jammernd vor Angst. Oft war der Mensch froh vor diesem entsetzlichen Tode, weil es ein Sühnetod für Feigheit oder Schlimmeres war. Ehre und Himmel wurden gewonnen nicht durch Martyrschaft, sondern durch Befolgung eines Kodex, dem alle sich unterwarfen. Man muß die braunen Todeshieroglyphen sehen, um den braunen Tod zu begreifen. Man muß die Sterbehieroglyphen mit den heroischen Kodexhieroglyphen des europäischen Mittelalters vergleichen, dann fühlt man wenigstens den Unterschied. Die braunen Menschen starben und sterben — aber es ist kein Tod. In deutschen oder holländischen Galerien kannst du sehen, wie sie mit Ruten, Rädern, Schwertern, Knütteln und Beilen, mit Feuer und Wasser zu Tode gequält wurden. Die Henkersgesichter auf diesen Bildern sind fratzige Wut oder kalt wie

Diplomatie. Niemals ist der Gequälte auch der Geliebte.

In einem kleinen Dorf bei Mexiko-Stadt fand ich über einer Gasthoftür den blutenden Christus. Es war ein Indio-Christus. Der Schmerz kam aus braunen Augen, aus diesen schwarzen feuchten Scheiben ohne Pupille, Augen, die den Schmerz nicht brechen oder zerflattern lassen. Das Blut floß über braune Haut, die mehr Bluthaut, mehr Leidenshaut ist, als unsere Weißhaut. Es gibt — den Namen des Verfassers vergaß ich — eine Gelehrtenarbeit über Martern in Amerika. Eine Gelehrtenarbeit, das heißt eine Tatsachenfolge, Grausigkeit um Grausigkeit. Siehe esius. Ebendasselbst usw. Aber dreimal, viermal erhebt sich der Autor, flammt er auf, sprüht er. So etwa: Seht den braunen Mann am Pfahl. Geile weiße Hindinnen treiben die Quäler: „Ätzt ihn, sengt ihn, zapft Blut, steckt ihm Messer in die Hoden!“ Schaudert, empört euch, schießt Wuttränen, flammt der Autor, schießt Tränen vor diesen sadistischen Biestern und ihren weißen Bluthunden! Weint, betet, bewundert entsetzt vor diesen braunen Helden, die nur seufzen, wenn ein kaltschäumendes Luder den Skalp, mit brennender Holzkohle gefüllt, den Seufzenden auf den geschälten Kopf stülpt. „Was ist edler,“ ruft der flammende Additionsmann, „das weiße Aas mit der Kreuzfahne oder dieser stille, sterbende Mann am Pfahl, dem sie Stücke Fleisch

aus Bein und Brust reißen, damit der braune, von Glüheisen gejagte Vater sie vor den brechenden Augen des Sohnes fressen soll?“

In den Geschichtsbüchern wird solche Schande „Kolonisierung“ genannt, oder, „sie brachten den Wilden die Zivilisation“ oder, wenn ein Priester dabei stand, „sie wurden zum wahren Glauben bekehrt.“ Wer besingt dieses Sterben so, daß es nicht süßlich heißt: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen“, sondern etwa:

San Jago und das Christenschwert?
Dein Herz hat Gold, Gold, Gold begehrt,
Merkantilcortéz, psalmodierende Pest,
Mann, Weib und Nest
Habt ihr um gelben Dreck zerstört.

Warum verrietest du nicht den Mann,
Malinche aus Tenóchtitlan?
O Judith mit dem Obsidian,
Segen hättest du getan,
Hättest du diese Brust geleert.

Jahrhunderte weihduftende Qual,
Jahrhunderte peitschendes Kapital,
Aus dem Hochplateau über Mexiko
Blutet ein brauner Marterpfahl.

So, gegen sie, die mit Wedel und Ludern nach Amerika kamen. Besser, flammender als ich. Was jener Additionsmann aufzählt, wer singt es mit Versen wie das Gesicht Huitzilopochtli und das Feuer Quetzalcóatl?

II

Der heroische Tod

Am 19. Juni 1867 wurde Maximilian von Österreich, Kaiser von Mexiko, in Querétaro erschossen. Über Schicksal und Tod Maximilians in Mexiko gibt es eine Riesenliteratur. Aber viele Bücher über Maximilians Kaiserschaft und Tod sind sentimentale Schmarren. Auch das Drama Werfels „Juarez und Maximilian“ ist keine erfreuliche Darstellung der Begebenheiten und ihrer Gründe. Alles das ist von Europa aus gesehen, Maximilian erscheint in jenen Schriften und im Drama Werfels vom Schillerschen Maria Stuart-Schicksal geschlagen. Er wird tragisch genommen, aber tragisch nehmen muß man das mexikanische Volk, während die Kaiserschaft und der Tod Maximilians nur grotesk und traurig sind. Denn die Erschießung Maximilians auf dem Glockenhügel bei Querétaro ist nur ein Ereignis, eine Minute nur in dem furchtbaren Freiheitskampfe, den die Mexikaner gegen hundert brutale und romantische Unterdrücker seit der Ankunft des Cortéz, das heißt also seit Jahrhunderten, fechten mußten.

Maximilian war ein Seemann und seine Leiche wurde denn auch von dem österreichischen Admiral Tegetthoff nach der Heimat gebracht. Aber er war weder ein Entdecker wie Columbus

— noch ein Eroberer wie Cortéz. Er war weit-schweifig, aber schwach. Er kam nach Mexiko und er kämpfte gegen das mexikanische Volk, obwohl er wußte, daß Napoleon III. ihn als Kolonialagenten Frankreichs vorschickte. Er hat sich der französischen Armee in Mexiko bedient gegen die braunen Menschen, denen er ein imperialer Heiland sein wollte. Er mußte bald nach seiner Ankunft sehen, daß das Volk etwas anderes wollte als der regierende Klerus, der in Mexiko Milde predigte, aber seit Anfang des 16. Jahrhunderts dem Lande nur wenig Segen gebracht hatte. Maximilian hat die Seele Mexikos nicht erfüllt und seine Frau Charlotte, die belgische Prinzessin, gewiß nicht.

Dieser Österreicher war ein blonder Gentleman bis zu seinem Tode. Als Seefahrer war er mutig, aber energisch war er nicht. Als er den Befehl gab, daß jeder, der als Regierungsfeind mit der Waffe in der Hand angetroffen würde, erschossen werden sollte, zitterte er und ging dann wie unter einem Alpdruck. Aber er war ein Gentleman bis zum letzten Augenblick. Der Offizier, der das Kommando des Pelotons hatte, gab Maximilian den Platz in der Mitte zwischen den beiden kaiserlichen Mexikanern Miramón und Mejía. Aber der Kaiser trat den Platz im letzten Augenblick an Miramón mit den Worten ab: „Die Kühnen müssen auch im Augenblick des Todes bevorzugt werden.“

Die Mexikaner haben den Gentleman Maximilian immer geschätzt, aber den Feind ihrer Freiheit hassen sie noch heute. Ich habe mir aus dem Besucherbuch in der Kapelle auf dem Glockenhügel, die zum Andenken an den Tod Maximilians errichtet wurde, einige Sprüche notiert. Es heißt dort:

„Verflucht seien die, die Diktatoren freier Völker sein wollen. Mit ihrem Blute zahlen sie ihre Schuld und dienen dem Ruhm derjenigen, die wie Juarez für die Freiheit Mexikos kämpfen.“

„Mit Stolz habe ich diesen Platz besucht, wo ein Mensch sein Leben verlor, der von einem Kaiserreiche auf der großen Erde träumte, die von den Nachkommen des unsterblichen Cuauhtemoc bewohnt ist.“

Diesen Satz schrieb Francisco Jimenez, der das Denkmal Cuauhtemocs, des letzten Fürsten der Azteken entworfen hat. 25 000 Pfund Bronze schwer ist die Gestalt, nicht nur ein äußerer Beweis, wie sehnstchtig noch das Mexiko von heute nach diesem braunen Freiheitshelden blickt, der als letzter Führer das alte Reich der Azteken gegen die Spanier verteidigte.

„Diese Kapelle sei ein warnendes Beispiel dem gierigen Fremden und den schlechten Söhnen Mexikos.“

„Das heroische Blut der Azteken erlaubt keine Dynastie. Hier sanken die Begierden eines Monarchen.“

„Der Glockenhügel ist nicht nur das Grab des Kaisers Maximilian, er ist auch das Grab aller fremden Gelüste.“

Auch einige Sprüche gibt es in dem Buch, die den Kavalier Maximilian bewundern und den Edelmut des Kaisers loben. Aber diese Sprüche stammen nicht von echten Mexikanern, sicher nicht von Indios, obwohl der Indio sich vor jedem Großmut verneigt. Eines Tages, bei einer Bootsfahrt auf den Kanälen, die die Äcker und Gärten des Dorfes Santa Anita bei Mexiko durchziehen, bat ich einen braunen Sänger, die Ballade von Maximilians Tod zur Gitarre zu singen. Er sang dasselbe, was jene Sprüche im Besucherbuch der Kapelle auf dem Glockenhügel sagen:

„Wir mußten dich töten, Maximilian, weil du unsere Freiheit bedrohtest. Wir dulden keinen Tyrannen, aber uns schmerzt dein Tod, weil dein Wille nicht schlecht war. Wehmütig denken wir an deine Frau, die blonde schöne Carlota, die vom Schicksal furchtbar geschlagen wurde. Sie war voll Liebreiz und anmutig war sie, wir denken herzlich an sie zurück.“

Dagegen klang das Lied wie Erz, wenn es von Juarez sang. Juarez war ein Indio, geboren in dem Dorfe San Pablo Guelatao im Staate Oaxaca. Das Dorf liegt an einem hellen Bergsee, den die Indios die entzückende Lagune nennen. Juarez war zapotekischer Rasse, d. h. er war mutig und freiheitsdurstig wie der ganze Stamm, der heute fast noch unabhängig ist. Er wuchs in einer Hütte auf, ohne eine andere Sprache als die seiner Stammgenossen zu sprechen. Dann wurde er von einem Buchbinder in der Stadt Oaxaca unterrichtet, wurde Priesterschüler, studierte an der Universität Oaxaca und klonnte schnell. Er war Richter, Sekretär des Gouverneurs von Oaxaca, wurde wegen liberaler Ideen eingekerkert, wurde dann Abgeordneter zum Kongreß seines Staates, später Gouverneur. Er wurde wieder eingekerkert, seine Erfahrungen mit den Gerichten und mit der Kirche machten ihn zum Gesetzesreformer und zum Feind des Klerus in Mexiko. Er trennte Kirche und Staat und wurde schließlich der Konsolidierer des mexikanischen Freiheitskampfes gegen Spanien und andere Mächte Europas. Er lebt noch immer in Mexiko, obwohl er schon Legende geworden ist. Er war ein stiller Indio, geradeweg denkend, ohne Gesten, immer todesbereit und nur auf die Befreiung der braunen Rasse bedacht. Sein Wille war es nicht, daß von seinem Nachfolger und Freunde Porfirio Diaz das Reformwerk nicht fortgesetzt wurde. Er war

einer von den starken Indios, die immer noch die Hoffnung Latein-Amerikas sind. Er war nicht grausam, wie die vulgäre Geschichte will, aber er tat bis zur Grausamkeit alles für sein Volk. Deshalb ist die Erinnerung der wahren Mexikaner an ihn ein lebendes Gedenken, während Maximilian von ihnen nicht geliebt wird. Man muß die Tragödie dieses Volkes kennen, dann wird man auch die Entsetzlichkeiten begreifen, die seine Führer begingen, weil der braune Mensch den Druck nicht mehr ertrug. Viele Glockenhügel gibt es in Mexiko, auch solche, auf denen Indios starben, und sicher nicht mit weniger Mut, als Maximilian auf dem Glockenhügel bei Querétaro.

Mutvoll starb Moctezuma, ergeben zwar, betroffen von der Technik der Spanier und von der Erobererenergie des Cortéz, aber mit der Selbstverständlichkeit des Indio, der aus dem Leben zum Tode geht, wie aus einem Zimmer in ein anderes. Dieser Kaiser der Azteken war ein weiser und kühner Mann, aber er unterlag einer göttlichen Sage. Die Legende berichtet von einem Messias der braunen Völker Mexikos, einem Messias mit weißer Haut. Er war ein guter Gott gewesen, bevor er von einem kriegerischen Gott-Gegner besiegt wurde. Es war Quetzalcóatl, ein weiser fruchtbarer Gott, der dem Schwert weichen mußte. Mit weißer Haut, mit klaren Augen, mit einer unendlichen Güte war er die Hoffnung

aller in Mexiko. Als Cortez mit weißer Haut, aber nicht mit weißer Seele nach Mexiko kam, glaubte der Kaiser und mit ihm das Volk, der weiße Messias wäre gekommen, aber es kam nicht der Friede, es kam die Gewalt ins Land, die der braune Kaiser empfing, als ob sie der ewige Friede wäre. Immer noch wurde die beste Kühnheit besiegt, wenn die Gewalt im Friedenskleide kam. So half Moctezuma dem Cortez zur Herrschaft über das Reich der Azteken und der Kaiser starb, getroffen zwar von brutaler Hand, aber in Wirklichkeit starb er vor Kummer über den Verrat, den der falsche Messias an ihm beging. Das allerdings war eine Tragödie, und sie zittert immer noch nach in den Mexikanern. Noch heute feiern sie den Kaiser und den Helden Cuauhtemoc, der auf ihn folgte und die unlösbare Aufgabe fand, das schon gefallene Reich zu retten. Sie beleben wieder die Geschichte jener Zeit, sei es im Liede zur Gitarre, oder sei es durch Festspiele am Fuße der Sonnenpyramide im Göttertal von Teotihuacan. Ich sah ein solches Spiel. Es war die Darstellung eines Gladiatorenkampfes vor dem Kaiser Moctezuma. Ein brauner Siegfried mit Namen Tlahuicole, Heros der kühnsten Feinde der Azteken, wurde gefangen genommen. Nach der Vorschrift entging er nur dann der Menschenopferung, wenn er auf einem runden Stein, den linken Fuß gefesselt, mit dem Obsidianschwert 4 Azteken, die frei und ungefesselt gegen

ihn kämpften, besiegte. Er besiegte sie alle und entflammte mit seiner Kraft die Tochter des Kaisers Moctezuma. Der Kaiser führte sie ihm selbst zu, als der Heldengladiator den Beweis geliefert hatte, daß er leben durfte.

Also an Kühnheit und Großmut hat es den braunen Völkern vor der spanischen Eroberung nicht gefehlt, aber es fehlte ihnen an Erkenntnis der Falschheit, die in weißer Haut nach Mexiko kam. Moctezuma starb auf einem anderen Glockenhügel als Maximilian. Sein Tod war tragisch, denn es war der Tod einer großen Kultur, die wohl schon im Niedergange war, aber immer noch wertvoller als die Kultur, die Cortez nach Mexiko brachte .

Im Jahre 1519 waren die Spanier in Mexiko gelandet. 300 Jahre später, nach unsagbarem Leiden, erhoben sich die Indios gegen die spanische Herrschaft unter der Führung des armen Priesters Miguel Hidalgo y Costilla. Hidalgo forderte freien Acker für den freien Bauern, Streichung aller Tribute und Fronen, gleiches Recht auch für den Ärmsten. Er berief sich auf die Liebe der Jungfrau und wollte den Haß der Spanier niederkämpfen. Aber er war kein Feldherr, obwohl er viele Zehntausende begeisterte. Er war ein Staatsmann der Zukunft, aber nicht ein Politiker des Augenblicks. Auch er starb auf einem Glockenhügel. Die Spanier erschossen ihn, schnitten ihm den Kopf ab und

hängten sein Haupt an die Alhondiga de Granaditas, in der Silberminenstadt Guanajuato, die wenige Jahre vorher der deutsche Forscher Alexander von Humboldt besucht hatte. Auch Hidalgo ist noch immer geliebt in Mexiko. Denkmäler von ihm gibt es in allen Städten, in den Schulen wird sein Leben erzählt und jeder Mexikaner empfindet seinen Tod als ein wahres Opfer für die Unabhängigkeit des Landes.

Auch Maximilian starb für Mexiko, aber der Glockenhügel, auf dem er fiel, war nicht das Golgatha, auf dem das unendliche liebende Begreifen in ein ewiges Leben hinüberfließt.

III

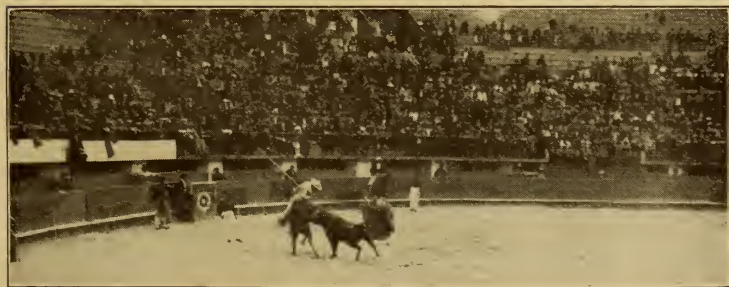
Der Tod des Stiers

„Dreitausend Stiere hat er getötet!“ Was, dreitausend? Zwanzig Hazienden voll!“

G a o n a ist der Matador, der Toreogladicator, das Muskelideal für Millionen Mexikaner. Postkarten mit G a o n a, Bierreklamen mit G a o n a, „unser G a o n a“, „unser Gaonita“! Auch heute noch, obwohl er sich „zurückgezogen“ hat, Caruso des Degens, Arenawirbel, Stierschrecken und so weiter, so daß die Antigaonisten stillgeschrien werden.



Einmarsch in die Arena



Stierkampf in Mexiko-Stadt



Der Pikador verfolgt den Stier



Der Pikador reizt den Stier durch Lanzenstich



Der Torero



Abschleifen des toten Tieres

Der Kultusminister Vasconzelos, ein Enzyklopädist und Umwerfer aus Leidenschaft, baute einen Menschenzirkus gegen die Stierschlächtereier. Ein gewaltiges Stadion in Mexiko-Stadt mit der Drohung: Zwei Jahre nur dieses griechische Gliederrecken, zwei Jahre nur Anblick dieser geregelten Schönheit des Menschenkörpers, und keine Seele mehr wird im Stierzirkus sein.

Aber so schnell wandert die Seele nicht vom Stier zum Menschen, vom Röcheln zum freien Ruf, vom Todeszucken zum Sprung der zehntausend Beine. Noch brennen, pfeifen, klatschen, jubeln und schmähen vierzigtausend Mexikaner im Stierzirkus der Hauptstadt. Jede Mittelstadt hat ihren Toreo und ihre Helden. Die Regierung zapft dem Stiergeschäft immer mehr Steuern ab, aber dieses Geschäft geht nicht in zwei Jahren zugrunde.

G a o n a kam und alle Hüte flogen. Welch ein zierlicher Mörder! Welch ein Wirbel auf der Stelle, im Anlauf, Welch ein spanischer Sprungschritt, Welch Sekundenentwischen links, rechts, zwischen den Hörnern. Die Damen fiebern, jede ist Braut G a o n a s. Aber ich sehe nur das von Geschäft und Quällust gepeinigte schöne Tier.

Da trottet die bezottelte Gewalt herein. Schon verwundet, schon gemeuchelt, aber noch voll Tiergüte. Nur erstaunt: Bin ich auf dem Camp, im Corral? Endlich wieder Weite, und er beginnt den großen Ring abzutrotten. Da! ein Hin-

dernis! Rote Gegnerwut, geschwenkt. Der Koloß wird nervös, will ausweichen, läuft wieder gegen rothöhnende Gegnerschaft und stößt zu! Die Blutwelle, die Hohnfahne verschwindet. Und nun hat er keine Ruhe mehr, keine Ausflucht, wenn nicht seine wälzende fauchende Urkraft, sein Sprunginstinkt ihm Bahn bricht. Mord vorne, Mord hinten, Mord oben, nur der gelbe Boden bleibt neutral. Lanzen in seinen Rücken, beflat-tarte Speere, rot auf allen Seiten, und rot dann auch das Auge des armen Tieres. Immer kürzer wird der Angststoß aus den Nüstern. Rotumkreist von Blitzen, Flinkheit, von aller eingelernten Gemeinheit verfolgt, reißt der Stier Pferdeleiber auf, berennt er diese kleinzynischen Menschen, die mit einem Jammertalent für Pesos und Galleriejubel meucheln. Bis der oder jener G a o n a zustößt, blitzschneidend ins Leben der gutmütigen Herrlichkeit.

Macht Front gegen die Meuchler! Macht Front gegen die Jubler! Front gegen diesen Kampf, der ja gar kein Kampf ist, sondern nur ein Umstellen, ein zierliches feiges Wippen mit einiger Gefahr. Dem Stier ist der Tod bestimmt. Ob er stößt, ob er G a o n a zerfelzt, er wird gemordet. Auf das Tier, das Tier müßt ihr sehen, auf diesen einfachen Glanz, diese rotzitternde Angst der armen Augen. Das Biest ist der Mensch, das Tier ist gut. Ihr mordet Stiere, um Menschen zu kitzeln. Pfui Deubel über Euch!

VI

Der Lavatod

Vor Jahrtausenden übergieß der Vulkan mit heißer Wut Menschen und Hütten im Hochtal von Mexiko. Unter dem porösen Labyrinth ist ein Friedhof. Millionen Blöcke, Kugeln, Trichter, Kakteen und Gräser decken die Reste eines primitiven Lebens. Windungen wie durch Steinhirne, blühende Zerbrechlichkeiten wie Hohn auf hunderttausend Jahre, Wiesen gar über gekörnter Hartfläche und Höhlen, aus denen der Lindwurm zückt.

Am Ende des Blumenstädtchens San Angel wurde die Platte angebohrt. Unter der letzten Tortenschicht fanden die Jahrtausendkrabbler Skelette in Angststellungen. Pompeji? Pompeji wurde überstarrt als die Nymphen schon Mythos oder Reize in römischen Lusthäusern waren. Hier auf dem Hochplateau Mexikos quollen Gas und Erdsyrup in eine Erstkultur. Doch war die Angst nicht geringer als unter dem Aschenregen des Vesuv. So fand man sie, Krüge in den Händen, Münder in Schalen, Hände an Augen gepreßt, Krampf noch in den Knochen. Töpfe, Hausgötter aus Ton, Amulette, Steinketten. Wie überall in der Welt.

Mexiko ist ein Riesenpredetal. Oben, auf der Haut, findest du noch die Spuren der Azteken, deren sichtbare Entwicklung ja erst vor 600 Jah-

ren beginnt. Aber unter diesen Spuren sind Jahrtausendabschnitte geschichtet. Lüfte die Decke an irgendeiner Stelle und du siehst, daß wir nichts mehr haben als den Funkspruch.

Der formende Geist ist nur Millimeter vorge-rückt. Denn die übertragene Bewegung, die Krümmungen, Geraden, Auf und Ab, das heißt also, die Seele geformt im Stoff, einen Unterschied Predegal — heute könnten wir nicht einmal mit Wellen messen. Ein Tonkrug von behaarten Klumphänden geformt, etruskische Sarkophag-Büsten, bucharische Filigrane und der Denkende von Rodin, welch Unterschied ist zu konstatieren? Nur die Politur ist anders. Von ganz unten im Predegal, wo der Stein nur von allgemeinen Energien geformt ward, über die Spuren der Azteken bis zum blutbebenden Marmor Canovas ist ein weiter Weg, auf dem nichts Neues gefunden wird als das erlösende Wissen, daß es nichts Neues gibt.

Diego Rivera
Der Maler des Indio

Diego Rivera, der größte Maler Amerikas, der Michelangelo des braunen Proletariats, hat einen Rammschädel, Beine wie Brückenpfosten und einen Bauch, daß der Riemen Gesichter zieht. Aber Kinderhände und ein Pfeilauge, wenn nicht sinnende Güte die Äpfel übergläntzt.

Er lebte 17 Jahre in Europa, davon 14 Jahre in Paris. Freund Picassos, Held eines Genieromans, von allen Gegensätzen durchteufelt und doch Einheit.

Dieser Quadratmensch war Kubist. Er brauchte eine deutliche Teilung der Quantität. Dem ehrlichen Kubisten ist das Gemensch zuwider. Er kann nicht mit dem Schwamm denken, er muß Würfel machen, damit es ein Aufbau wird. Die Brockenkraft blieb Rivera bis heute, aber Kubist ist er nicht mehr. Er manscht nicht, er dilettiert nicht Übergänge, die klare Teilung ist noch da, aber die Welt besteht nun nicht mehr aus Würfeln, sondern aus direkt geformten Problemen, aus bunten, gewaltigen Fragen und Lösungen.

Rivera ist das beste Hirn Mexikos. Er kommt von den Uriel Acosta, er ist also ein duldender

Weiser. Sehr „verfeinert“ und doch blockig. Sozusagen mexikanischer Florentinersäbel. Nicht stumpf wie die halbfarbigen Mittler aus Schläue, geducktem Grinsen und Dolchzucken, sondern klug, scharf wie feingeschliffener Nickelstahl, ein Operateur mit der Faust des hauenden Künstlers. Kein Diminutiv, auch nicht im letzten Pinselstrich, Sonne, Erde und Blut werden Kampf und brünstig gefordertes Glück der Keuchenden in diesen Bildern.

Es ist das beste Mexiko. Nicht jenes Mexiko, das Blut saugt, das an deiner Halsader sitzt, schlürfend mit lächelndem Gesicht, und das vergehen wird, weil es den andern nicht besiegt, sondern nur betrügt. Rivera ist der Boden, die Sonne, das braune gute Blut dieses herrlichen Landes. Vulkan auf der Höhe, die Nacht mit süßflimmernden Strauchsternen unten, der Bär in den Wäldern, Büchse, Zirkel, Frucht und Ewigkeit, alles ist in seinen Bildern.

Dieser Zyklop ist ein Arbeiter ohne Nachtruhe und doch vibrierend wie heiße Luft im Kanu. Er will springen und muß bändigen, er denkt großartig Konturen wie Weltumrisse und malt gleich darauf das kleine Gras, das Brusttuch der Mordhure, den Fingernagel einer braunen Beseligung. Diese sich bändigende Vulkanilität ist so voll Kraft, daß der Pinseldante in drei Jahren eine „Comedia india“ malte, die Entwicklung, Schlacht, Leiden, Lernen, Arbeit, Ruhe, Liebe,

FÜNF GEMÄLDE VON DIEGO RIVERA



Arbeitsfriede



Landverteilung an die Indios



Proletarier-Beerdigung



Einigung von Bauer, Arbeiter und Soldat



Mexikos Fruchtbarkeit

Not und Freude des Indio ist. Nicht Las Casas hat den braunen Menschen besser erfüllt. An Milde ist Rivera der Quiroga des braunen Pinsels, an Stoßkraft der Cuauhtémoc. Das ganze Volk blutet aus ihm. Wie hassen ihn die Frou-frounaslinge, alle die Bügelgemüter, denen Faulfleisch aus Paris in cotysierten Dessous mehr gilt als der weichstolze, rehschlanke Körper der jungen India. Oder die große Kraft der breiten, weitwelligen Indiamutter. Die nicht etwa Cranachsche Schlankheit wollen, die keusch ist, wie ein steiler Schneeang, sondern eine Entschlechtung, weil sie aus Schwäche vor der Frau zum Zwitter fliehen müssen.

Rivera erzählt und folgert. Um die drei Galerien des Kultusministeriums in Mexiko laufen drei Freskenbänder. Unten der Tag des Indio. Der Indio im Zuckerfeld, bei der Maisernte, auf der Jagd, niedergehauen, lernend, wie er das Eisen gießt, den hohen Berg bebaut, arm und bescheelt aus der Goldgrube steigt, am Pfahl und am Webstuhl, jung und knickend, voll Schnelkraft und ruhig wieder, besinnlich, ewig wie ein lebender Gott in Tibet. Dann auf dem zweiten Band das Gerät des Indio, Zeug für das Werk der Hände und des Geistes, und oben die Symbole seines Lebens, Figuren mit blutender Stirn wie Carillo Puerto, der ermordete Indioheros von Yukatan, Sonnen, Feuer in Schwertern und Sicheln. Braune Dryaden, Schiffe, die von seligen

Küsten künden, Götter in Lianen, tanzende Masken, Hekatekessel in der Sierra. Wie die braunen Proletarier den Kameraden zu Grabe bringen, die Genien der braunen Arbeit über der Grube, oder wie Bauern ohne Wallungen, kühn-friedlich nur, ausruhend auf ihrem Recht, Land empfangen, das man ihnen geraubt hatte. Auf den Treppenhänden der Escuela Nacional de Agricultura, in Chapingo bei Mexiko-City hat Rivera meuchelndes, verirrt, vertiertes Laster gemalt, das auch braunes Blut vergiftet. Kommiss gröhlen unter Palmen, Menschen baumeln aus Paradiesästen, Brunst wälzt sich und Mord schießt besinnungslos aus Alkohol. Aber dann siehst du den braunen Frieden. Der Blitz aus brauner Vergeltung hat die Sauger zerschmettert, still reift der Mais, das Wasser ist Segen, der Himmel streichelt, ewig ist das Leben. Liebe funkt, Korn will sättigen und nicht mehr gewinnen, schwebend ruht das Herz an einer braunen Brust. Aus den Kapellen in Chapingo springen Muskeln und Geist, fliegen Kräfte und Güte dir entgegen. Du steigst ohne zu steigen. So groß ist dieser Maler.

Sie haben ihm in San Francisco, ihm, dem Mexikaner den Preis gegeben. Aber er verdient mehr. Wie Quetzalcóatl, der weiße Gott, war auch er vertrieben, und wie Quetzalcóatl lehrt auch er, solange er lebt. Das Bild ist Wort in Form und Farbe. Ein gewaltiger Sprecher ist mein guter Freund Diego Rivera.

Das Martyrium des Indio

„Mexiko, das Land der ewigen Revolution, Räuberland, Banditenland, wer will dort leben, wer verhandeln, handeln mit ihnen wie mit Europäern, wer will Vertrauen haben und nicht Verachtung vor diesen Menschen?“ Dieser Stumpfsinn wurde und wird gesprochen, geschrien, er ist die sogenannte „öffentliche Meinung“ in Europa. Kenntnisslos, mitleidlos, ohne Sinn für Entwicklungsursachen und Folgen, träufeln diese Schwätzer, Ausbeuter und Gewissenlose Gift und Jauche auf ein Volk, dessen Lebensgang eine einzige blutige Glorie ist. Ein Golgathagang schon vor der Ankunft des Erpressers Cortéz, des Händlers mit Weihrauch, des betenden Mörders, der von seiner eigenen Gier, von Eifersucht und dem Goldhunger der spanischen Krone nach Mexiko getrieben wurde, in ein Land, das ihn nicht gerufen hatte, ihn freundlich aufnahm, und in dem er sich führte wie ein Schlächter. Gold, Silber, Sklaven und die Kirche drüber, das war Zweck und Sinn der Eroberung Mexikos. Zerstörung alter Kulturen, Ackerraub, Verdummung von Millionen, Dezimierung einer dichtgesäten, frucht-

baren Bevölkerung. Aufopferung ungewünschter Religionen und Verwaltungen, grausamster Systemwechsel, Zerstörung des Aufbaus aus Jahrhunderten, Seelenvergiftung, Vernichtung der Scham und des Gewissens, Druck bis zur Untragbarkeit, bis diese zu Tieren gebeugten Millionen sich auf ihre Menschenwürde besannen, aufstanden und die Freiheit erkämpften.

In einem alten Werk lese ich: „Die Eingeborenen wurden von den spanischen Herrschern wie wilde Tiere behandelt. Sie waren von Anfang an Opfer unerhörter Quälereien und Grausamkeiten. Ohne Heim, weil sie schon als Kinder aus dem Familienschoß gerissen wurden, als Männer furchtsam vor der Frau, die sie nicht ernähren konnten, oder die sie nicht suchen wollten, um nicht Sklaven zu zeugen. Schwach und krank, weil sie nicht genügend Nahrung hatten. Zermürbt die Muskeln, durch Arbeitsüberanstrengung für die Gutsherren wie für den König. Geschändet Hirn und Stirn, denn alle Indios trugen den Kopf gesenkt wie Ochsen, mit einem Lastband umzogen, um das Gewicht auf dem Rücken leichter zu machen. Ohne irgendwelche Belehrung, ausgenommen Kirchenbelehrung und voll von Aberglauben. Keine Freistunden, keine Muße, den Geist auszuruhen, keine Freude in ihren trüben Stunden, keine Medikamente in Krankheitstagen, verachtet, kraftlos, verurteilt zu ewiger, tödlicher Unterdrückung. So verloren die

Eingeborenen Amerikas ihre hohen Kultureigenschaften aus den Tagen der Freiheit, generierten schnell in den furchtbaren Zustand, den wir noch im Anfang des 19. Jahrhunderts erleben.“

Ein anderer Schriftsteller sagt: „Als Cortéz Mexiko erobert hatte, verteilte er das Land und die Herrschaft an seine Soldaten, schenkte es ihnen und mit dem Land die Indios wie Tiere, denn die Spanier wollten den Acker nicht, um ihn zu bebauen. Cortéz teilte sich selbst 23 000 Vasallen zu.“ Als Alexander von Humboldt Mexiko von Norden nach Süden bereist hatte, meinte er: „Mexiko ist das Land der Ungleichheit. Nirgends in der Welt gibt es eine traurigere Verteilung der Güter, der Kultur, des Bodens und der Bevölkerung.“ Die Spanier stellten nur ein Zehntel der Totalbevölkerung Mexikos, aber dieses Zehntel hatte als Eigentum den ganzen Reichtum des Vizekönigreichs in der Hand. Einen Mittelstand gab es nicht, entweder reich oder arm, Edle oder Verachtete. Die Qual war so furchtbar, die Ausbeutung so entsetzlich, daß mitfühlende Spanier aufstanden, protestierten, oder sich an den spanischen König wandten, er möchte eingreifen gegen die Mörder und Erpresser. Unerträgliche Tribute und eine solche Heimatlosigkeit, daß große Teile der Indios wieder zu Nomaden wurden. Papst Alexander VI. hatte die Könige von Spanien zu persönlichen Herren der eroberten Ge-

bierte gemacht und von dieser wahnsinnigen Übertragung fast eines ganzen Kontinents und seiner Menschen, auf die weder der Papst noch die Könige Spaniens irgendein Recht hatten, wurde die ganze Gesetzgebung der spanischen Kolonialherrschaft in Mexiko hergeleitet.

Ein klerikaler spanischer Geschichtsschreiber erzählt, daß noch Anfang des 19. Jahrhunderts die spanische Geistlichkeit in Mexiko Eigentum im Werte von mehr als 150 Millionen Pesos, das heißt mehr als 300 Millionen Mark, hatte. Mehr als 8 Millionen Pesos Rente zog der Klerus jährlich aus diesem Besitz. Der Bischof von Mexiko bezog 130 000 Pesos oder 160 000 Mark, der Bischof von Puebla 110 000 Pesos, der Bischof von Michoacán ebenfalls 110 000 Pesos, der Bischof von Jalisco 90 000 Pesos und so fort. Das bedeutete eine Ausblutung des braunen Ackermenschen ohne gleichen, eine Pressung so entsetzlich, so knebelnd und tötend, daß die Revolution kommen mußte. Im Jahre 1767 wurden die Jesuiten außer Landes getrieben. Es war die erste Bauernbewegung gegen Spanien, und 43 Jahre später erhob sich Miguel Hidalgo y Costilla, dessen Denkmal noch heute in allen Städten Mexikos steht, an der Spitze von 50 000 Indios gegen Spanien.

Aber Hidalgo wurde geschlagen. Das Elend begann noch einmal, bis Benito Juárez das spanische Vizekönigtum in Mexiko endgültig beseitigte. Doch mit diesem Unabhängigkeitssiege war

der braune Bauer, der Proletarier Mexikos, noch nicht frei vom Druck. Er hatte zwar die Ketten abgeworfen, aber nun kam das Kapital über ihn. Der Acker gehörte ihm noch immer nicht. Noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts arbeiteten Millionen landloser Indios auf den 11 000 Großgütern, die sich immer noch vermehrten. Millionen Kapitalssklaven schufteten für eine dünne Schicht, aber für eine Schicht, ausgestattet mit „allen Errungenschaften der Neuzeit“. Unterstützt von dem Diktator Porfirio Diaz, der mehr als 30 Jahre die Arbeitskraft knebelte, die Löhne drückte, das Land aussog zugunsten auswärtiger Kapitalisten und einer kleinen Gruppe von Raubgetreuen, den sogenannten „Wissenschaftlern“. Seit dieser Zeit ist die Bezeichnung „Wissenschaftler“ für das mexikanische Volk ein Räubertitel. Von 1800 bis fast zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat der Lebensstandard des braunen Peonen, des Ackerindios in Mexiko, sich kaum gehoben. Im Gegenteil, die miserablen Löhne stiegen gar nicht oder nur langsam, die Preise des Lebensnotwendigen dagegen schnell. Ein Hektoliter Mais kostete im Jahre 1850 87 centavos*), im Jahre 1891 aber 2,12 Pesos. Mais ist die Hauptnahrung des Indio. Im Jahre 1886 war der Durchschnittstageslohn des mexikanischen Bauern 25 centavos gegen 1,50 Pesos in den Ver-

*) Ein Centavo = zwei Pfennige; ein Peso = zwei Mark.

einigten Staaten. Die Arbeit des weißen Bauern in den Vereinigten Staaten galt, in Weizen umgerechnet, fünfzehnmal mehr als die Arbeit des braunen Peonen in Mexiko; in 14 Tagen erarbeitete der braune Ackermensch nicht mehr als der weiße Ackermensch in einem Tage. Noch immer starben die Indios Hungers. Inmitten eines überreichen Landes siechten sie dahin, wenig unterschieden von Tieren. Der braune Tagelöhner auf dem Acker konnte in der spanischen Kolonialzeit etwa 36 Hektoliter Mais mit einer Arbeitsleistung von 250 Tagen kaufen, im Jahre 1891 mit derselben Arbeitsleistung 42,50 Hektoliter, aber im Jahre 1908 nur 23,51 Hektoliter. Der Tagelöhner der Kolonialepoche konnte für seine Arbeitsleistung soviel kaufen, wie der französische Tagelöhner im Anfang des 20. Jahrhunderts. Aber im Jahre 1908 hatte die ungeheure Arbeitsleistung des Indio nicht mehr Kaufkraft als die des französischen Ackersklaven zur Zeit der absoluten Herrschaft im Mittelalter. Die soziale Situation des braunen Arbeiters Mexikos war bis in die letzten Jahrzehnte grauenhaft. Gutsherr und Inspektor hatten das Recht, ihn öffentlich zu schlagen. In einigen Gegenden existierte noch immer das *jus primae noctis*, das heißt der Anspruch des Gutsherren, die erste Nacht bei der jungen Frau des Indio zu schlafen. Auf den Gütern gab es noch immer Gefängnisse und die Inspektoren waren stumpfe und grausame Spa-

nier. Während der Diktatur des General Porfirio Diaz wurde in einem Gerichtsurteil gegen einen Indio, der seine Frau vor Schändung retten wollte, behauptet: „Der Peon hat keine Ehre.“ Um drei Uhr in der Morgenstunde erhob sich der braune Ackerarbeiter unter den Drohungen des Inspektors, des Capatáz, und schuftete bis in die Nacht. Beschwerden gab's nicht, und wenn einer wagte, sich zu beklagen, so fielen die Zivilautoritäten über ihn her wie über ein wildes Tier, steckten ihn ins Heer, damit er auf den Feuerküsten am Golf von Mexiko verreckte. Bis in die letzten Jahrzehnte gab es diese Quälerei, Entwürdigungen und Bestialitäten in Mexiko. Was Wunder, daß der Bauer sich immer noch nicht frei fühlte, trotz aller nationalen Unabhängigkeit, daß der Bauernboden dröhnt, zittert und sich heben will. Die letzte große Revolution unter Francisco Madero hatte den Bauern nicht entlastet. Es war eine Revolution gegen Porfirio Diaz, eine politische Revolution um Verfassungsrechte, aber noch keine ökonomische Revolution für den Bauern. Erst im Jahre 1920, unter dem Präsidenten Obregon, begann die mexikanische Regierung, den Bauern Acker zu geben, nachdem die Verfassung von 1917 Land, Metalle, Petroleum usw. zu Nationaleigentum erklärt hatte. Aber hier beginnt der Widerstand des auswärtigen Kapitals, besonders des Kapitals der Vereinigten Staaten, das, während der Diktatur des Porfirio Diaz mit

Konzessionen und Sonderrechten überreichlich bedacht, die Verfügung nicht missen will. Hier wütet der Widerstand der katholischen Kirche, deren Stütze die spanischen Grundbesitzer sind und alle Kapitalisten Mexikos und des an Mexiko interessierten Auslandes. Hier beginnt auch die Taktik der mexikanischen Regierung, die zwar Mexikos wirkliche Unabhängigkeit gegen die Vereinigten Staaten durchsetzen will, aber den Indio nicht zur Revolution kommen läßt. Eine Spaltung des mexikanischen Proletariats entstand. Die Organisation der Stadt- und Fabrikarbeiter würde von der Regierung gelenkt und gegen die revolutionäre Bauernbewegung ausgespielt. Gewerkschaften gegen Bauernverbände. Das ist die Situation heute, im Augenblick aus taktischen Gründen verwischt. Das Kapital der Vereinigten Staaten gegen das Urrecht Mexikos, über das eigene Land zu verfügen, Spaltung des mexikanischen Proletariats, dessen Lebensinteresse die Erkämpfung jenes Urrechtes ist. Uneinigkeit des Proletariats infolge des Drucks von außen und dementsprechend eine unorganische, in sich gesplitterte Politik. Reaktionäre Erhebungen gegen die Regierung trotz „gemäßigtem Sozialismus“, den die Regierung predigt. Das Kapital ruht nicht, aber die Bauern ruhen auch nicht. Das mexikanische Problem ist ein Ackerproblem. Ohne Acker kann der Bauer nicht leben. Eine steigende Last drückt auf Mexiko, Anleihen, Kre-

dite aller Art. Freier Bauer auf freiem Acker, das ist die Notwendigkeit!

Die wenigen, die mit Blick, Herz und Energie rangen an die Lösung, sind gestürzt, oder getötet. Der Gouverneur der reichen Halbinsel Yucatan, Carrillo Puerto, Held des mexikanischen Proletariats, großer Organisator, großes Herz und klares Auge, wurde mit seinen Brüdern von der Gegenrevolution ermordet. Er gab allen Dörfern Yukatans Acker, organisierte Genossenschaften, baute Wege und Schulen für die Belehrung des vernachlässigten Bauern. In der kurzen Zeit seiner Gouverneurschaft stieg die Zahl der Schulen auf 417 mit 900 Lehrern und 24 000 Schülern. Schulmaterial kostete nichts. Er gab Zeitungen und Zeitschriften heraus, um die Bauern zu unterrichten und vereinigte das Proletariat in vorbildlichen Gewerkschaften und Parteien. Jeder Bauer hatte sein eigenes Palmhäuschen, die Scheune mit Mais, seinen Bienenstock, Kuh und Schwein, 80 bis 100 Hektoliter Mais im Jahr, 6 bis 10 Hektoliter Bohnen, dazu Erbsen, Früchte usw. Dieser Mann pflanzte in die Seelen des Proletariats von Yucatan Hoffnung, Würde, Kenntnisse. Kraftvoll, mitleidensvoll, talentvoll war Carrillo Puerto, ein guter Verwalter, ehrlicher Kassierer, großzügiger Geber. Kein Wunder, daß sie ihn ermordet haben, die Angestellten des Farmkapitals in Yucatan. Solche Männer braucht Mexiko. Mexiko hat solche Männer.

Immer wieder blitzt der Drang aus solch kühnen Augen und immer wieder, seit 150 Jahren, steht der Bauer auf, weil er nicht schleichen will, und weil der Acker Mexikos, die mexikanische Erde, mit allen Schätzen die sie birgt, nicht fruchtbar werden kann, wenn der Bauer unfrei ist und wenn der Bruder in der Stadt ihm nicht die Hand reicht. Groß ist die Zukunft Mexikos, der Vormacht Latein-Amerikas, des Herzstücks auf dem Kontinent, wenn es seine Arbeitskräfte einigt und gemeinsam mit den Arbeitskräften bis hinein nach Feuerland, frei auf freiem Boden wirtschaftet. Wieder hat die Glocke angeschlagen in Mexiko, in diesen Tagen wieder geht es um seine wahre Zukunft.

Elend ist der Indio, mitleidenswert, auch wenn er grausam ist. Denn er ist grausam, weil er geknechtet wurde. Noch wenn er mordet, ist er Märtyrer.

„Was sagen Sie zu dem grauenhaften Eisenbahnüberfall bei Guadalajara in Mexiko? Da haben Sie Ihr geliebtes Mexiko! Wagen Sie jetzt noch, den Indio zu verteidigen?“

Ich wage es.

Erst will ich erzählen und dann erklären.

Wir fahren, meine Frau und ich, mit der Kleinbahn von Mexiko-Stadt nach Jalapa, der Hauptstadt des Staates Veracruz. Es ist ein unbeschreiblicher Abstieg, ein Abwärtsspiralen um den Pic von Orizaba, auf dem nach der Indio-

sage der Leib des guten Gottes Quetzalcóatl verloderte. Erst durch Kakteen- und Maisfelder, dann durch einen Thüringer Wald, dann durch den Halbtropengürtel mit verschollenen Indiohütten, Menschen am Hang aus einer blumigen Vergangenheit, mit Unendlichkeitsblicken, Kaskaden aus Wolken, Teppichen und Schlingwäldern, Orangenbosketts und Platanenhainen, bis zu der lieblichen Stadt, einem Stück Tirol in Mexiko, mitten in Zuckerfeldern, Apfelsinenspflanzungen, Kaffeekulturen und Blütenorgien. Jalapa, mein Tabakparadies, wo halbgrüne Feldzigarren dargeboten werden von einer erdrückigen Milde, umwebt von dem blauesten Rauchschleier!

Es war eine Nachtfahrt im schmalen Pullman. Gegen drei Uhr morgens ruckte der Zug, ruckte wieder, stieß noch einmal heftig und stand. Eine Sekunde darauf Knattern. Erst zwei Schüsse, fünf Schüsse, dann Salven. Wir sprangen aus den Betten, alle warfen sich lang hin, rissen Decken und Matratzen über sich, die Messingspuckknöpfe an die Ohren. Beamte stürzten durch die Türen, warfen Mützen und Uniformröcke weg und legten sich neben uns, über uns. Es war eine verknäulte Menschendecke auf dem Boden des Wagens.

Inzwischen hatte das Gegenfeuer aus der Gondola, dem Schutzwagen, begonnen. Immer noch kamen Trupps der Huertisten aus den Wäldern

und Höhlen, von den Bergen herunter. Bewaffnete Bauerntrupps, Reste der gegenrevolutionären Armee, die in zwei großen Schlachten vom General Obregon geschlagen war. Campgeneräle führten diese Trupps und ließen sie bei Nacht gegen Ortschaften und Eisenbahnzüge vorstoßen. Wir wußten nicht, wie viele es waren, wir wußten nicht, ob die Kugeln von oben oder von der Seite auf den Pullman prasselten, seine schweren Wände durchschlugen, unaufhörlich klatschten und bohrten.

Es war ein fast melodisches Kampfrufen. „Hoch, Jungens, es lebe der General Arenas!“ riefen die Angreifer. „Nieder, Ihr Burschen!“ riefen die Soldaten in der Gondola. Mit diesen weichen Indiostimmen, die nicht brüllen, die halbguttural sind, und in denen keine Spur von Todesangst zittert. Es mochten Tausende von Schüssen auf den Pullman gefeuert sein. Zwei Stunden dauerte das Gefecht. Dann kam Stille, und ich hoffte schon, daß es vorbei wäre. Aber eine Minute darauf rief eine weiche Stimme von der Plattform her: „Öffnen oder alle sterben!“ Ein Beamter öffnete. „Die Waffen her!“ und sofort fiel ein Schuß, dem Aufstöhnen folgte. Ein deutscher Ingenieur war getroffen. Er starb zwei Tage darauf im Hospital von Jalapa. Wir haben ihn auf dem kleinen Friedhof beerdigt, der über die Wunderebene nach den Bergen blickt.

„Wir sind unbewaffnet!“ rief ein Mexikaner.

Und dann traten sie ein: Angst im Schritt und in den Augen, die Pistolen in der Hand. Welch armselige Gestalten! Verdreckt, das grauweiße Indio-kleid zerrissen, fast bittend. „Das Geld oder du stirbst!“ Sechs kamen so, die Pistolen auf mich gerichtet. Ein Siebenter, fast noch ein Kind, mit dem Indiomesser, der Machete. Vor ihm rettete mich meine Frau, die ihm einen Ring gab; ich hatte kein Geld mehr.

Einige Rückzugsschüsse; eine Viertelstunde horchten wir zerfiebert in die Stille. Dann standen wir auf, suchten dem deutschen Fahrtkameraden zu helfen und traten in den Märchenmorgen auf der Höhe von San Salvadór.

Ein Schlachtfeld. Der größte Teil des Verteidigungstrupps erschossen oder verwundet. Eine Frau getroffen. Ihr Mann war während des Überfalls aus dem Zuge gesprungen und lag nun erschossen an den Rädern. Zwei junge Deutsche, Auswanderer, die wieder nach der Heimat wollten, verwundet. Der eine, ein prächtiger Mensch aus Friesland, starb in Jalapa. Bis zum letzten Augenblick lallte er: „Porque? warum?“ Ein Mexikaner mit Lungenschuß wurde in den Pullman gebettet. Ein Priester kam vom Dorfe San Salvadór, hielt ihm das Kruzifix vor und gab ihm die letzte Ölung. Er wurde gerettet. Draußen boten braune Bauern Kaffee, Pulque und Schnaps. Nach sieben Stunden kam ein Hilfszug von Jalapa. Die Angreifer hatten, dreihun-

dert Meter vor einer hohen Brücke, die Schienenschrauben und die Laschen gelockert, so daß Lokomotive und Gepäckwagen unseres langsam fahrenden Zuges umstürzten.

Das war in einer Schlucht geschehen, in einer Barranca. Die Angreifer hatten von oben auf den Zug geschossen. Er stand nun da, umstöhnt, hilflos in der Morgenpracht von San Salvadór. An den Hängen aber saßen Indiofrauen mit roten Blumen in den Händen, mit den großen schwarzen pupillenlosen Augen und dieser etwas lächelnden Passivität im Gesicht, die man erst nach jahrelangem Aufenthalt in Mexiko enträtselfeln kann.

Porque, warum? hatte der junge Frieze gefragt, bis er starb. Porque? fragten wir in den entsetzlichen zwei Stunden. Diese armen Bauern, so sagten meine Frau und ich, während die Kugeln klatschten, die armen Bauern, die Grundkraft des Landes, sind nicht schuldig. Vom Tode wissen sie nichts. Sie fürchten ihn nicht für sich und auch nicht für andere. Der Tod ist nicht schrecklich in Mexiko. Aber ihr Elend fühlen sie und gehen mit denen, die ihnen eine hellere Welt versprechen.

Als die erste Eisenbahn in Mexiko gebaut wurde, rannten die Indios gegen diesen Strang, von dem sie die Zivilisation fürchteten. Die Eisenbahn traf den Bauern ins Herz, sie raubte ihm Ruhe und Acker. Es ist der alte Kampf der

„Eingeborenen“ gegen die Europa-Maschine. Es ist der Zusammenstoß zweier Intensitäten. Die Maschine ist voll von Angriffsintensität, der Bauer wehrt sich, auch wenn er angreift.

Die Überfälle auf Eisenbahnzüge sind Überfälle auf diesen Zug der Zeit. Will man den einfachen, gequälten, ackerverhungernden braunen Mann beschuldigen, weil er ein Dach sucht? Schrecklich ist das Verbrechen der Reaktion an Mexiko. Sie wird keine Freude daran haben. Der Indio ist bereit zu sterben, simpel und wie seine Todesgötter aus Stein, mit Türkisen und Blumen geschmückt. Er ist kein Leonidas, kein Stoiker, kein Tolstoi, aber er ist eine unheroische Kreatur, eine große Kraft. Gräßlich oft ist seine Wirkung, und dennoch ist seine Seele gut.

Kein Mexiko-Historiker hat so die Schmerzen des Landes gefühlt und gemalt wie der Dichter Heinrich Heine. Keiner hat die Brutalität der Eroberer so klar erkannt und gestraft. Untergehend in Mexiko droht der Gott:

Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko.

DIESES BUCH ERSCHIEN ALS VIERTER
BAND DER JAHRESREIHE 1927 IN DER
UNIVERSUM-BÜCHEREI FÜR ALLE
BERLIN NW 7 · ZÜRICH 1

Wir bieten den Vorwärtstrebenden
jeden 3. Monat eine Neuerscheinung der modernen Weltliteratur, größeren
Umfanges, mit modernen Typen, auf holzfreiem Papier gedruckt, buch-
technisch erstklassig ausgestattet und in Ganzleinen gebunden.

Das moderne und fortschrittliche Buch
hat noch nicht die Verbreitung gefunden, die ihm heute gebührt. Zu
diesem Zwecke ist die „Universum-Bücherei für Alle“ ins Leben gerufen
worden, die durch großzügige Organisation des Zusammenschlusses
aller fortschrittlichen Menschen das moderne Buch immer weiter ver-
breiten will. Wir brachten im Jahre 1927 u. a.: Maxim Gorki: Das
Werk der Artamonows (Roman) — Egon Erwin Kisch: Wagnisse in
aller Welt (illustriert von R. Schlichter) — Upton Sinclair: Präsident
der U. S. A. (mit biographischer Einführung von Gerhart Pohl) — Robert
Tressal: Menschenfreunde in zerlumpten Hosen (ein englischer Ar-
beiterroman) — Max Herrmann-Neisse: Die Begegnung (vier Er-
zählungen) — Honoré Balzac: Cäsar Birotteau (ein Schieberroman
aus der französischen Republik) — Stendhal: Über die Liebe (Essays)
— A. de Chateau-Briant: Schwarzes Land (Roman) — Albert Dau-
distel: Das Opfer (Roman) — Daumier-Mappe: 16 ausgewählte
Zeichnungen — A. Sserafimowitsch: Der eiserne Strom (Roman
aus der russischen Revolution) — Emile Zola: Acht Meisterromane:
Ein Blatt der Liebe / Exzellenz Rougon / Der Totschläger / Lebensfreude /
Germinal / Nana / Der Bauch von Paris / Mutter Erde.

Allmonatlich erscheint das Magazin „Blätter für Alle“
und wird den Mitgliedern gratis geliefert. Alle Beiträge dieses reich
illustrierten Magazins stammen von literarischen Persönlichkeiten bzw.
fachkundigen Schriftstellern. „Blätter für Alle“ bieten Anregung und
wertvolle Unterhaltung.

Eine gute wertvolle Bibliothek
zu besitzen, ist der Wunsch jedes Menschen, insbesondere der bildungs-
hungrigen, werktätigen Massen; eine ständig wachsende Bibliothek als
Symbol ständig wachsenden Wissens und damit ständig wachsender
Macht. Jedem ist die Gelegenheit gegeben, ohne große Ausgaben durch
die Zugehörigkeit zu unserer Buchgemeinschaft und durch eifrige
Werbetätigkeit (für vier neue Mitglieder einen Leinenband der „Aus-
wahl-Reihe“ nach freier Wahl) in kurzer Zeit eine wertvolle Bibliothek
zu erwerben. Verlangen Sie Probenummer der „Blätter für Alle“ und
Prospekte kostenlos!

Das Alles für 1,10 Mark monatlich!



